germ.
19 b
12.

nius,
lische
chten

P. o. germ 1042 b

Pantenius

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

KURLÄNDISCHE GESCHICHTEN.

VON

TH. H. PANTENIUS.

ZWEITES TAUSEND.

LEIPZIG

VERLAG VON A. G. LIEBESKIND.

1893.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

INHALT.

	Seite
Der alte Jungherr und seine Liebe . . .	1
Käthchen Hortensius	141
Das „Gut an sich“	267
Arent Claessen's Neujahrsgeschenk . . .	291

DER ALTE JUNGHERR
UND SEINE LIEBE.

Ein Afrikareisender erzählt, er sei einmal gezwungen gewesen, sich vor ihn verfolgenden Löwen auf einen Baum zu flüchten und habe dort drei Tage lang ohne Speise und Trank aushalten müssen. In dieser furchtbaren Lage habe ihn nur der Gedanke aufrecht erhalten, dass seine derzeitigen Leiden doch noch unvergleichlich geringer seien, als diejenigen, welche er als Jüngling an jedem Sonntag ausstand, wenn er an dem Familienmittagessen bei einer Tante theilnehmen musste.

Diese Anekdote fällt mir ein, sobald ein Zufall mich einmal an das Gut Behrsen erinnert. Behrsen war bis zur Aufhebung des alleinigen Güterbesitzrechtes des kurländischen Adels ein bürgerliches Lehn, das heisst, es konnte auch von Bürgerlichen erb- und eigenthümlich besessen werden und es gehörte in meiner Jugend Frau Bernhardine Tuch (mit kurzem „u"), geborenen Tuch. Diese Dame, die Wittwe eines Rechtsanwaltes in Mitau, war von Vater- und Mutterseite her eine Cousine meiner Mutter, war mit ihr zusammen im Hause meines Grossvaters erzogen worden und blieb bis zu ihrem Tode durch eine innige Freundschaft mit ihr verbunden. Als Frau Tuchs Mann starb — er ertrank, während er sich bei starkem Eisgang über den Fluss setzen liess, um eine Fahrt zu unternehmen, die nicht die mindeste Eile hatte — blieb Frau Tuch mit zehn Kindern zurück, lauter Söhnen, von denen der älteste elf Jahre und der jüngste drei Monate alt war. Aber diese Frau war

der Sachlage gewachsen. Sie zog nach Behrsen, nahm Feld- wie Hauswirthschaft selbst in die Hände und entwickelte eine bewunderungswürdige Thätigkeit. In der ganzen Hauptmannschaft gab es nirgends so schöne Felder wie in Behrsen und nirgends wurde so vorzügliches Geflügel erzogen wie dort. Dabei fand sie noch reichlich Zeit, sich um die Erziehung der Kinder zu kümmern, die von Hauslehrern unterrichtet und bis zur Universität vorgebildet wurden. Dass die zehn jungen Tuchs alle einmal studierten, verstand sich von selbst, denn nur die äusserste Dummheit konnte einen Sohn dieses Geschlechts vom Studium absolvieren. In diesem Falle wurde er Kaufmann, blieb aber dann immer ledig, einestheils, weil er es natürlich nie zu einer selbständigen Stellung brachte, anderntheils aber auch, weil ein instinktives Gefühl ihm die Berechtigung, eine so gebildete Familie fortzupflanzen, absprach.

Mit dieser Familie nun sind bereits

meine frühesten Erinnerungen eng verbunden, denn selbst als mein Vater noch lebte — und er starb doch schon, als ich fünf Jahr alt war — verbrachten wir alljährlich einige Wochen in Behrsen und später wurden oft vier bis sechs Wochen daraus. O, diese Wochen! Ich konnte von frühauf weder Behrsen noch seine Bewohner leiden. Das Wohnhaus dort hatte, obgleich es gross und geräumig war, doch einen eigenthümlichen, dumpfen, mir höchst unsympathischen Geruch, wie er alten, aus Feldsteinen erbauten Häusern nicht selten anhaftet. Die Speisen waren mit Zwiebeln angerichtet, und der Garten, der wesentlich Obst- und Gemüsegarten war, entsprach ebenfalls durchaus nicht meinen Neigungen. Und nun erst die Bewohner! Mutter und Söhne waren ein so nüchternes, frohsinniges, geselliges Geschlecht und ihr ganzes Sinnen und Denken war so ausschliesslich auf Positives, auf Dinge gerichtet, die man mit Augen sehen und mit Händen greifen konnte, dass mein

Dichtergemüth auf das energischste gegen sie Stellung nahm. Wenn die ganze Familie nach dem Abendessen zusammensass und dann über irgend eine alte Anekdote so laut und herzlich lachte, dass die Spiegel an den Wänden ins Schwanken geriethen, so drehte sich mir das Unterste zu oberst und ich empfand die tiefste Abneigung gegen diese harmlosen und guten Menschen. Sie ihrerseits wussten mit mir auch nichts anzufangen. Ich erschien ihnen als ein verschlossener, durchaus unzugänglicher Knabe, dessen Gegenwart ihnen keineswegs angenehm sein konnte, zumal sie alle der Ueberzeugung waren, dass meine Mutter mich auf das unverantwortlichste verwöhne. Ich glaube, Tante Tuch und ihre sämmtlichen Söhne waren der Meinung, dass es mir vortrefflich bekommen sein würde, wenn jedes von ihnen mich einmal tüchtig hätte durchprügeln können, und sie hätten sich dieser Aufgabe auch wohl gern unterzogen. Ich muss übrigens — der Wahrheit die Ehre

gebend, bekennen, dass — wenn ich die Gesinnung der Familie richtig deute — sie ihre Neigungen aus Rücksicht auf meine Mutter in ihrem tiefsten Innern verschlossen. Ich habe in Behrsen nie ein unfreundliches Wort gehört, freilich auch nur selten ein wirklich freundliches.

Unter diesen Umständen versetzte mich die Nachricht, wir würden dann und dann nach Behrsen fahren, jedesmal in die äusserste Verzweiflung und es bedurfte der energischsten Drohungen seitens meiner Mutter, damit ich überhaupt in den Wagen stieg und später in Behrsen mehr als: „ja“ und „nein“ sprach.

Da diese Leiden sich alljährlich wiederholten und da das stets gleiche Leben in Behrsen der Erinnerung keinerlei Haltepunkt bietet, so weiss ich mich nicht zu entsinnen, wann der Mann, von dem ich heute hier erzählen will, zum erstenmal in meinen Gesichtskreis trat, zumal er mir auch dann noch so manches Jahr ein Fremder blieb. Wahrscheinlich geschah

es schon als die beiden ältesten Söhne des Hauses zum erstenmale von der Universität nach Hause kamen und nach der gastfreien Sitte des Landes mehrere Kommilitonen für die Ferien mit nach Hause brachten. Später war Häberle immer irgendwo Hauslehrer.

Die Jahre vergingen und die älteren Tuchs verliessen schon die Universität, während von den jüngeren einer nach dem andern sie bezog. Schliesslich ging auch der jüngste Sohn — er war fünf Jahre älter als ich — nach Dorpat — mit ihm schied auch der letzte Hauslehrer und Tante Tuch blieb allein in ihrem Behrsen, was dieser durchaus geselligen Natur noch schwerer geworden sein muss, als andern Frauen in gleicher Lage. Umsomehr genoss sie es, wenn dann endlich die Ferien die Söhne brachten, sowohl die älteren, die bereits im bürgerlichen Leben standen, wie die fünf Studiosen. Kamen doch überdies die zehn nicht allein, denn fast jeder brachte noch einen Freund mit und ausser-

dem gab es mehrere Herren, die als Hausfreunde ganz regelmässig ihre Ferien in Behrsen verbrachten. Unter zwanzig Personen waren zu Weihnachten und im Sommer gewiss nie im Hause, oft genug aber dreissig.

Diese zahlreiche Gesellschaft von jungen durch gemeinsame Universitätserinnerungen eng verbundenen Männern genoss nun das Leben in ihrer Weise und jeder trieb mit äusserstem Behagen in dem Strom — nein, das ist ein falsches Bild — jeder paddelte mit Behagen in dem sonnendurchwärmten Teiche des Lebens auf Behrsen. Der Kaffeetisch stand von sieben bis zehn Uhr gedeckt und versammelte nach und nach die ganze Gesellschaft, die vollzählig war, wenn die Kaffeetassen den Tellern Platz machten und das zweite Frühstück serviert wurde. Wenn dieses verzehrt war — etwa um halb zwölf Uhr, zog sich alles zurück. Einige der Herren machten mit Flinten auf dem Rücken einen Spaziergang, andere badeten in dem

kleinen Bach, der an ein paar Stellen Tümpel bildete, in denen ein Mann vom Wuchse der Tuchs etwa bis an die Brust mit Wasser bedeckt war, die dritten sassen in einer Hopfenlaube im Garten und plauderten. Um ein Uhr wurde dann zu Mittag gegessen, was mit dem darauf folgenden Kaffee die Zeit bis drei Uhr ausfüllte. Nun schliefen alle Mittag bis fünf, tranken Thee bis sechs Uhr und gingen, ritten oder fuhren spazieren bis acht. Von acht bis neun ass man zu Abend, nach dem Abendessen wurde dann bis elf Uhr gezecht, wobei auch gesungen wurde.

Wie deutlich stehen diese Abende noch in meiner Erinnerung! An den grossen runden Tisch, der die Ecke der vierfensterigen „grossen Stube“ von Behrsen einnimmt, ist noch ein langer viereckiger geschoben und um beide sitzen die zehn Tuchs, ihre Freunde, Tante Tuch, meine Mutter und ich. Die ersteren haben alle eine auffallende Familienähnlichkeit: blondes Haar, Gesichter wie Milch und Blut,

gerade Nasen, prachtvolle Zähne und mächtige Körper. Nur die Augen sind der Farbe nach verschieden, die einen haben blaue, die anderen braune Augen. Auf dem Tische stehen eine Bowle, ein Cigarrenkasten, mehrere Becher mit selbstgemachten Cigaretten und zwei Moderateurlampen, um welche ein Meer von Tabakrauchwolken wogt. Diese Wolken hängen auch über unsern Köpfen, erfüllen das ganze Zimmer, die ganze Enfilade, denn bis auf Häberle und die beiden Frauen rauchen alle Anwesenden. Jetzt wird ein Lied gesungen, das eine höchst merkwürdige, sich überstürzende Melodie hat, die einigermassen an den schottischen Pibrock erinnert und das, wenn ich mich recht erinnere, ein kurisches Farbenlied ist — oder war es eine Art kurländischer Nationalhymne? Jedenfalls handelte es sich um kein gemeines Studentenlied, denn es wurde immer mit einem: Vivat, crescat etc. geschlossen.

Das Lied ist heruntergehaspelt und es tritt eine Pause ein.

„Was mag eigentlich aus Karl Eberfeld geworden sein?“ fragt einer der Tuchs. Und nun werden Karl Eberfelds Eigenschaften einer gründlichen Untersuchung unterzogen. Von Karl Eberfeld kommt man auf Gustav Eberfeld, von diesem auf dessen Freund Richard Erz und so geht es fort. Man sprach in Behrsen überhaupt fast ausnahmslos nur über Personen, vorausgesetzt natürlich, dass nicht gerade von den Dorpater Landsmannschaften die Rede war.

Das weisse Haar und darunter das rosige Gesicht von Tante Tuch leuchten weithin durch die Rauchwolken. Ein glückseliges Lächeln spielt um ihren Mund. Auch meine Mutter, der ein freundliches Geschick die Gabe verliehen, am Umgang mit Menschen jeder Art Behagen zu finden, blickt höchst zufrieden. In dem ganzen Kreise bin ich der einzige, der sich nicht behaglich fühlt, aber ich

verhalte mich so still, dass man meine Gegenwart vergisst und sie daher nicht störend empfindet.

Das ganze Treiben erschien mir damals platt und schal und ich war nicht imstande, den guten Eigenschaften dieser Menschen irgend gerecht zu werden. Es kam noch ein Umstand hinzu, der sie mir noch unangenehmer machte, als sie es ohnehin schon waren. In einem so grossen Kreise von müssigen jungen Männern entwickelt sich sehr bald das Bedürfniss, jemand zum Gegenstand von Neckereien zu machen, und diese werden schon deshalb fleissig kultiviert, weil sie in dem Neckenden ein angenehmes Gefühl geistiger Ueberlegenheit über den Geneckten auch dann wachrufen, wenn eine solche im übrigen keineswegs vorhanden ist. Die Opfer dieser Necklust sind ja oft keineswegs einfältig, es sind vielmehr häufig nur übertriebene Gutmüthigkeit und Höflichkeit des Herzens, sowie eine gewisse Schwäche des Entschlusses, die sie veranlassen, das Ge-

fühl der eigenen Würde mehr als billig beiseite zu setzen. In Behrsen nun war Häberle der Gegenstand der allgemeinen Necklust und man war unermüdlich immer neue Streiche zu ersinnen, die ihn mystificierten, ihn in Verlegenheit setzten oder für einen Augenblick seine Entrüstung wachriefen. Nicht als ob diese Streiche irgend einen bösartigen Charakter getragen hätten — die zehn Tuchs und ihre sämmtlichen Freunde waren höchst gutmüthige Menschen und sie alle liebten Häberle aufrichtig und herzlich — aber sie waren immerhin mitunter derb genug. Mir nun sind diese Art Scherze von jeher im höchsten Grade zuwider gewesen und wo diese Verkehrsform mir entgegentrat, hat sie mich immer mit dem Gefühl lebhafter Abneigung gegen ihre Urheber wie gegen ihre Opfer erfüllt.

An die Stelle der in Aussicht gestellten Schläge, die allein den Knaben nach Behrsen brachten, waren längst die Thränen meiner Mutter getreten, die nun dem

Jüngling gegenüber den gleichen Erfolg hatten, aber die Leiden des Besuches ergingen alljährlich über mich. Sie waren indessen in den letzten Jahren nicht mehr so gross wie früher. Um nämlich dem Zusammensein mit unsern Wirthen möglichst zu entgehen, hatte ich mich dort mit grosser Energie der Beobachtung des Vogellebens zugewandt, sammelte Bälge, Nester und Eier und führte ein Tagebuch über das Gesehene. Nur die beiden Hauptmahlzeiten mussten nun noch auf dem Altar der Sohnesliebe geopfert werden, im übrigen fand man es natürlich, dass meine Passion mich den Tag über in Wald und Feld festhielt. Mir aber erwuchsen solchergestalt aus der Qual der Sommer in Behrsen Interessen, die noch heute meine Mussestunden in der angenehmsten Weise ausfüllen.

Es war im Sommer meines letzten Schuljahres, als wir wieder nach dem mir so verhassten, meiner Mutter aber so lieben Behrsen aufbrachen. Das Haus

war in diesem Jahr noch voller als sonst, denn drei der Tuchschen Söhne hatten im Laufe des Winters geheirathet und brachten ihre Frauen mit: liebe, gute, rothwangige Geschöpfe aus Goldingen, Hasenpoth oder Pilten, die über die Scherze ihrer Männer und Schwäger ganz so herzlich lachen konnten wie diese selbst und sich in Behrsen unbeschreiblich wohl fühlten. So reichten denn selbst die zahllosen Gastzimmer von Behrsen nicht aus, und obgleich ich sonst immer ein eigenes erhalten hatte — ich glaube weniger aus Rücksicht auf mich, als um niemand dazu zu verurtheilen, mein Stubengenosse zu sein — musste ich diesmal eine Stube mit dem „alten Jungherrn“ theilen. So aber hiess seit einiger Zeit Häberle, denn das Landvolk und deshalb auch das Gesinde nennt in Kurland einen ledigen Herrn „Jungherr“ und fügt, wenn derselbe schon in ein höheres Alter trat, ein „alter“ hinzu. Obgleich Häberle nun eigentlich für dieses Prädikat noch zu jung war, drang dasselbe

doch bald aus der Gesindestube in die Herrenzimmer und wurde auch dort in Gebrauch genommen.

Der alte Jungherr also und ich bekamen ein Zimmer.

Nun war ich damals ein höchst anmassender, hochfahrender und empfindlicher Jüngling und ich muss in Behrsen erst recht unausstehlich gewesen sein, es ist daher kein Wunder, dass Häberle bei all seiner Herzensgüte ein einigermassen sauersüsses Gesicht machte, als er nach dem Abendessen mit seiner weichen, ungemein wohllautenden Tenorstimme mir gegenüber äusserte, er freue sich, dass wir während der nächsten Wochen Stubengenossen sein würden. Ich antwortete nur mit einer Verbeugung und zog mich möglichst bald auf mein Zimmer zurück. Ich empfand es als eine schwere Kränkung, dass man mich mit einem Manne, der „sich mopsen“ liess, zusammen untergebracht hatte.

Da ich am andern Morgen eine Ex-

kursion zu einem nicht allzuweit entfernten See unternehmen wollte, dessen Röhricht und dicht umbuschte Ufer eine reiche Ausbeute versprachen, legte ich alle nöthigen Utensilien: Eierlöffel, Dornhandschuhe, mit Baumwolle gefüllte Kästchen etc., schon ehe ich ich zu Bett ging, zurecht.

Ich war noch wach, als Häberle heraufkam. „Ist es erlaubt?“ fragte er, als er meine Schätze gewahr wurde, und erkundigte sich dann nach der Bestimmung der einzelnen Stücke. „Ich könnte mich“, bemerkte er schliesslich, „nicht entschliessen, den Vögelchen die Wohnungen, die sie sich mit so viel Mühe errichteten, zu rauben.“

„Die Vögel sind ja keine Menschen“, erwiderte ich.

„Das freilich nicht, aber sie sind doch etwas sehr Aehnliches.“

„Keineswegs“, war meine Antwort, „sie haben vielmehr kaum mehr mit uns gemeinsam als die Pflanzen.“

„Das müssen Sie näher begründen“,

meinte Häberle, und ich hielt ihm nun einen längeren Vortrag, in dem ich ihm meine Auffassung des Thierlebens entwickelte. Diese war ihm ganz neu und fesselte ihn sichtlich. Er richtete eine Anzahl Fragen an mich und da diese durchaus verständig und sachgemäss waren — obgleich Häberle vom Leben in der Natur gar nichts verstand — so regten sie mich zu immer lebhafteren Ausführungen an.

Häberle hatte sich unterdessen entkleidet und zu Bett gelegt. Es fiel mir auf, dass sogar sein Nachthemd vorn eine hübsche Stickerei trug. Häberle war überhaupt immer sehr sorgfältig gekleidet und trieb namentlich mit Wäsche einen damals in Kurland unerhörten Luxus. Sie war nicht nur von vorzüglicher Beschaffenheit, sondern wurde auch täglich gewechselt.

Ich erschrak, als mein Blick zufällig auf meine Uhr fiel und ich gewahr wurde, dass es schon Mitternacht sei. „Jetzt

müssen wir aber aufhören“, meinte ich, „denn in drei Stunden will ich wieder draussen sein.“

„Wie schade“, erwiderte Häberle, „ich hätte Ihnen gern noch länger zugehört, aber ich sehe ein, dass Sie jetzt schlafen müssen.“

Damit löschte er die Lichter aus.

Unser Gespräch hatte mich so erregt, dass ich nicht einschlafen konnte. Da ich mich nun, um den Schlaf zu finden, hin- und herwarf, merkte Häberle, dass ich noch wach war. „Es wäre doch schade, wenn Sie recht hätten“, sagte er plötzlich. „Die Vorstellung, dass ein Vogelweibchen in liebender Sorge auf seinen Eierchen sitzt, ist so viel schöner, als jene, nach welcher in diesem Fall ein stupides Geschöpf ohne jedes Bewusstsein einem in ihm liegenden Naturtriebe Folge leistet, ohne alle persönliche Antheilnahme.“

„Es kommt in diesen Dingen nicht darauf an, was schön ist, sondern auf die Wahrheit.“

„Ach, diese leidige Wahrheit!“ flüsterte Häberle und seufzte.

Ich verhielt mich nun, um ihn nicht zu stören, ganz still und ich glaubte auch, er sei eingeschlafen, als ich mich aber beim ersten Morgengrauen erhob — eine durchwachte Nacht war mir damals nichts Ungewohntes — und leise nach meinen Kleidern griff, sagte er: „Und sie wollen wirklich schon fort?“

„Verzeihen Sie, dass ich störe“, erwiderte ich, „ich fürchte, ich habe Sie überhaupt um den Schlaf gebracht.“

„O, ich bitte Sie, ganz und gar nicht“, war die Antwort. „Ich leide leider an Schlaflosigkeit, und unsere Unterhaltung hat nur die Wirkung gehabt, mir in angenehmster Weise die Zeit zu verkürzen.“

Als ich draussen war, befand ich mich in einer höchst merkwürdigen Stimmung. Jener „alte Jungherr“, den ich noch gestern Abend von ganzem Herzen verachtete, hatte es mir angethan, obgleich ich vergeblich darüber nachsann,

wodurch diese Wendung zu seinen Gunsten in mir hervorgebracht worden war.

Unser Gespräch hatte durchaus keinen intimen Charakter gehabt, Häberle hatte überhaupt fast gar nicht gesprochen und doch — —

Am nächsten Abend plauderten wir wieder bis tief in die Nacht hinein. Diesmal war von Dingen die Rede, in bezug auf die er Bescheid wusste. Ich steckte damals tief in den Minnesängern, Wolfram, Gottfried etc. — du liebe Zeit — was treibt man in jenen Werdetagen nicht? — und schwärmte für Volks- und Kunstgesang gleich sehr. Zu meiner Ueberraschung erwies sich auch Häberle als ein feiner Kenner und geschmackvoller Beurtheiler dieser Poesieen, doch wurde er nur der Lyrik gegenüber so recht von Herzen warm.

Von nun an übten diese Abendstunden einen grossen Reiz auf mich und merkwürdigerweise auch auf Häberle aus. Letzteres erklärt sich wohl daraus, dass er in

Behrsen niemand hatte, mit dem er ähnliche Gespräche hätte führen können. Er war nämlich, wie sich erwies, voll litterarischer Interessen und ungemein belesen. Er war seit lange Hauslehrer im Hause eines kurländischen Edelmannes, der in Litauen besitzlich war, des hochgebildeten Mannes einer hochgebildeten Frau, und da diese drei Menschen in der polnischen, ihnen unsympathischen Welt ganz aufeinander angewiesen waren, suchten und fanden sie im Poniewesch'schen Kreise des Gouvernements Kowno ihr Glück in einer Bibliothek, die alles enthielt, was ihr Volk an ausgezeichneten litterarischen Erzeugnissen hervorgebracht hatte und noch hervorbrachte.

Wie schön waren diese nächtlichen Stunden und wie lebhaft leben sie noch in meiner Erinnerung! Draussen geht ein heftiger Gewitterregen nieder, trommelt auf dem Dach und stürzt plätschernd in die Pfützen unter unsern Fenstern. Häberle liegt, den ganzen Oberleib auf

die Kissen gelegt, auf dem Rücken im Bett, und der Schein des Lichtes auf seinem Nachttisch fällt hell auf sein Gesicht. Hellblondes, ziemlich langes, auf dem Scheitel und an den Schläfen schon spärliches Haupthaar umrahmt ein merkwürdig weiches Antlitz. Alle Züge in diesem, vor allem Nase, Lippen und Kinn haben etwas Weiches, heben sich nur wenig von den übrigen Gesichtszügen ab. Auch die hellblauen Augen blicken weich, freundlich, träumerisch. Die Hände liegen gefaltet über der Decke, wie die eines Kindes, das im Begriff ist, sein Abendgebet zu sprechen, Arme und Oberleib sind von blüthenweissem Linnen, das auf der Brust eine zierliche Stickerei zeigt, umhüllt. Ich werfe mich, während ich rede, im Bett hin und her, liege bald auf dem Leibe, indem ich mich auf die Ellbogen stütze, bald auf der Seite, bald auf dem Rücken, richte mich auf und sinke wieder nieder, rauche vor allem eine unglaubliche Menge Cigaretten — er verändert

seine Lage durchaus nicht. Ich erhitze mich, werfe in bezug auf Autoren und Kritiker mit: Schaf, Narr, Esel, Schurke um mich, brauche anderseits lauter: „herrlich“, „prächtig“, „himmlisch“, „wundervoll“ — er bleibt immer gleich massvoll, gewählt in der Sprache, zurückhaltend im Lob, nachsichtig im Tadel.

So fliegt die Rede hin und wieder, bis der eine oder der andere entdeckt, dass es eins oder zwei ist. Dann heisst es: „Nun, das besprechen wir morgen.“

Jetzt werden die Lichter ausgelöscht, aber wir sind wie gefangene Vögel, zirpen noch ein paarmal, ehe es wirklich still wird. „Gegen das, was Sie zuletzt sagten, liesse sich immerhin das und das einwenden“, meint der eine, oder: „Kennen Sie auch das und das von ihm?“ Gewöhnlich fügt er aber gleich selbst hinzu: „Doch, das müssen wir morgen erörtern.“

Und nun wird es still, und die Musik des Regens, das Plätschern und Rinnen ringsum singt uns in den Schlaf.

Es war merkwürdig: wir waren nur auf unserm Zimmer Freunde und zwar auch nur am Abend. Unten, unter den Tuchs verhielten wir uns kaum anders, als in all den Jahren vorher und selbst wenn wir am Tage auf unserem Zimmer zusammentrafen, kam nie ein Gespräch in Gang. Dieser Umstand entsprach durchaus meinen romantischen Neigungen. Hätte ein dritter um unsere Abende gewusst, sie wären mir nicht halb so lieb gewesen.

Eins freilich störte mich immer: dass Häberle seinen Freunden gestattete, in solcher Weise mit ihm zu scherzen. Indessen, da ich auch jetzt fast den ganzen Tag über allein durch Feld und Heide schweifte, brauchte ich nicht allzuoft ein Zeuge dieser mich nun wahrhaft empörenden Spässe zu sein.

Eines Tages kehrte ich früher als gewöhnlich aus dem Walde zurück. In dem Augenblick, als ich die Hand nach der Thürklinke unseres Zimmers ausstreckte,

wurde die Thür von innen geöffnet und einer der jüngeren Tuchs trat heraus. Als er mich gewahr wurde, lächelte er verschmitzt, sagte aber nichts und ging fort. Ich blickte mich misstrauisch im Zimmer um, konnte aber nicht entdecken, welche Beobachtung meinen Vetter mit so viel innerer Heiterkeit erfüllt haben konnte.

Bald darauf kamen Häberle und ein halbes Dutzend Tuchs herauf, und ich bemerkte jetzt, dass es auf eine „Mopserei“ abgesehen war. Ich hätte mich unter einem Vorwande leicht entfernen können, wurde aber durch eine gewisse Neugierde festgehalten. Was konnten sie nur vorhaben? Scheinbar waren sie nur durch den Wunsch hinaufgeführt worden, ein unten begonnenes Gespräch fortzuführen, sassen auf den Stühlen, Tischen und Betten umher, rauchten Cigaretten und plauderten. Nach einiger Zeit sah einer von ihnen nach der Uhr und bemerkte, man würde gleich zu Tische gehen müssen. Häberle warf nun die Oberkleider schnell

ab, um sich zu waschen, und ich sah aus den Gesichtern der Tuchs, dass der „Spass“ jetzt losgehen musste, ahnte aber noch immer nicht, worin er bestehen könnte. Jetzt näherte Häberle sich dem Waschapparat und beugte sich zu ihm nieder, fuhr aber plötzlich entsetzt zurück und taumelte gegen den Fussrand meines Bettes. Die Herren brachen in ein schallendes Gelächter aus. In der Waschschüssel schwamm ein ungewöhnlich grosser Regenwurm, gegen diese Thiere aber, sowie überhaupt gegen alles Gewürm, hatte Häberle eine unüberwindliche Abneigung. Kroch ihm eine Raupe über die Hand oder trat er auf eine Kröte, so schrie er auf wie ein Backfisch und wurde kreidebleich.

Das Gelingen dieses Spasses animierte die Tuchs zu weiterem Vorgehen. Sie umringten Häberle und beschworen ihn, die Gelegenheit zu benutzen, um über diese Idiosynkrasie Herr zu werden. Für einen „alten Jungherrn“ schicke es sich

doch durchaus nicht, so schreckhaft zu sein. Häberle wies diese Zumuthung zurück, aber in so heiterer Weise, dass seine Quäler dadurch nur noch mehr gereizt wurden, den Scherz fortzusetzen. Nach längerer Wechselrede fielen sie über ihn her und bemühten sich, sein Gesicht in die Waschschüssel zu tauchen. Häberle wehrte sich, aber seine Gegenwehr behielt in der That immer etwas Komisches, und so hätten die Uebermüthigen ihre Absicht wohl ausgeführt, wenn nicht während des Hin und Her plötzlich Häberle's Hemd von oben bis zum Gürtel zerrissen wäre. Dieser Umstand brachte die Herren gewissermassen wieder zu sich. „Sei nicht böse, alter Jungherr“, hiess es, „du weist ja, wie wir es meinten.“

Sie meinten es in der That nicht schlimm. Dieses derbe Geschlecht liebte auch derbe Spässe und jeder von ihnen hätte zur Noth auch einen solchen über sich ergehen lassen, ohne sich sonderlich viel daraus zu machen. Mich aber erfüllte

diese Scene mit einem unbeschreiblichen Widerwillen gegen die ganze Gesellschaft, und wäre ich schon Student gewesen, ich hätte zweifellos trotz Mutter, Freundschaft und Verwandtschaft ihnen allen miteinander das Wort entgegengeschleudert, welches mir die einzig zutreffende Bezeichnung für sie zu enthalten schien. So aber musste ich, wohl oder übel, meinen Grimm hinunterschlucken.

Ich hatte mich, als der Tumult begann, an das Fenster zurückgezogen und blickte, mit dem Rücken gegen das Fensterkreuz gelehnt, auf das Treiben. Wie nun Häberle mit dem zerzausten Haar und dem zerrissenen Hemd sich von der Gruppe loslöste und auf die neben mir stehende Kommode zuschritt, sah er aus wie der Theilnehmer an einer Schlägerei im Kruge und ich blickte mit unverhehlter Verachtung auf ihn, zumal ein Lächeln um seine Lippen zu beweisen schien, dass ihm der Spass nicht weiter unangenehm gewesen war.

Häberle zog, ohne mich anzublicken, ein Schiebfach der Kommode auf und beugte sich über dasselbe, indem er nach einem Hemde suchte. In diesem Augenblick gewahrte ich, dass ein paar Thränen schnell über seine Wangen liefen und in die Schublade fielen, er selbst aber that, als ob er nicht gleich das rechte Hemd finde, und als er sich wieder aufrichtete, umspielte schon wieder sein gewöhnliches, gutmüthiges Lächeln seinen Mund.

Der Eindruck, den diese Thränen auf mich machten, war gross, und ein heisses Mitleid mit dem, der sie geweint hatte, stieg in mir auf, aber ich verhärtete mein Herz absichtlich und gab mir alle Mühe, das Gefühl der Verachtung festzuhalten. Ich begab mich hinunter, suchte meine Mutter auf und beschwor sie, indem ich ihr über den Vorgang, dessen Zeuge ich soeben gewesen war, berichtete, mit mir Behrsen zu verlassen. Allein meine Mutter blieb in diesem Punkt jetzt ebenso fest wie bisher immer. So sehr sie mich auch

gewähren liess und so sehr sie sonst den Wünschen ihres einzigen Kindes auch dann Rechnung trug, wenn dieselben thöricht waren, sobald Behrsen in Frage kam, wurde das anders. Sie war eben mit Tante Tuch durch eine Freundschaft verbunden, gegen die selbst ich vergeblich Sturm lief. So setzte sie mir denn auch jetzt auseinander, dass ein solcher Scherz zwar keineswegs zart, aber doch auch nicht so unerhört roh sei, wie ich ihn auffasse. Die jungen Leute wären wohl durch die Lust des Augenblickes weiter fortgerissen worden, als ihnen selbst lieb sei, und wenn ich acht gäbe, würde ich gewiss bemerken, dass sie den Spass durch verdoppelte Freundlichkeit und Herzlichkeit gegen Häberle gut machen würden. Man müsse die Menschen nun einmal verbrauchen, wie sie wären, und habe nicht das Recht zu verlangen, dass sie sich nach unsern Wünschen, die ihnen ja noch dazu oft gar nicht bekannt wären, richten sollten. Ich sei der Allerjüngste und überdies Gast

in diesem Kreise, ich hätte mich daher in den in demselben herrschenden Ton zu schicken. Häberle selbst sehe überdies diese Dinge gar nicht so sentimental an wie ich.

Als ich darauf erklärte, dass ich wenigstens jedenfalls noch heute Behrsen verlassen würde, legte meine Mutter ihrerseits sich auf's Bitten, und als die ersten Thränen in ihren Augen schimmerten, war der Handel wieder einmal dahin entschieden, dass ich blieb.

Ich blieb, aber ich legte meinen Zorn über den abgeschlagenen Sturm auf meiner Mutter Herz auch noch auf die Schultern Häberles, und als ich in der That bemerkte, dass den Tuchs ihr Betragen vom Vormittag sichtlich leid that und dass sie es durch verdoppelte Herzlichkeit gegen Häberle gut zu machten suchten, redete ich mir ein, dass ihr Verhalten immerhin entschuldbar sei, während Häberle mir als ein durchaus verächtliches Geschöpf erschien.

Als wir am Abend unser Zimmer betraten, und Häberle mit der Frage, ob ich Diez: „Die Poesie der Troubadours“ kenne, unser Gespräch wieder in das übliche Fahrwasser lenken wollte, erwiderte ich mit einem so kurzen und scharfen „nein“, dass er keine weitere Frage an mich richtete. Damit hätte ich nun ganz zufrieden sein müssen, statt dessen verspürte ich aber ein heisses Verlangen, von ihm noch einmal angeredet zu werden. Doch das geschah nicht, wir entkleideten uns vielmehr schweigend und legten uns auch so zu Bett.

Nun waren bisher mit Rücksicht auf Häberles Schlaflosigkeit die Läden unsers Fensters immer geschlossen worden — wir befanden uns in der Zeit der hellen Nächte — und zwar von dem, der zuletzt mit dem Auskleiden fertig war. Diesmal hätte Häberle sie schliessen müssen, er liess sie aber offen.

Ich liebte von jeher die hellen nordischen Nächte über alles und hätte daher

froh sein müssen, endlich wieder einmal eine geniessen zu können — was ging mich künftig Häberles Schlaflosigkeit an? — statt dessen fragte ich, wenn auch mit rauher Stimme: „Soll ich die Läden schliessen?“

„Danke, soweit ich in Frage komme, möchte ich bitten, sie offen zu lassen“, war die Antwort.

Ich war innerlich empört. Ich verstand Häberle so: „Ich weiss, dass du mir mit den geschlossenen Läden ein Opfer brachtest. So lange du liebenswürdig gegen mich warst, nahm ich es auch gern entgegen, jetzt aber, wo du mich beleidigt hast, bitte ich dich, davon abzusehen.“ War das nun nicht unerhört? Derselbe Mann, der sich von den Tuchs in so unglaublicher Weise misshandeln liess, ohne ihnen ihre Rohheit irgend nachzutragen, nahm sich heraus mir gegenüber den Verletzten zu spielen, weil ich einmal auf ein von ihm angeregtes Gespräch nicht sofort eingegangen war! Aber so geht es, wenn

man höflich ist! Hätte ich den Mann von Anfang an so schlecht behandelt wie die Tuchs, er hätte mein kurzes „nein“ ganz in der Ordnung gefunden. Aber er soll bald einsehen, dass mir an seiner Meinung auch nicht das mindeste gelegen ist.

Es war eine warme, helle Sommernacht und alles, was in einer solchen seine Stimme vernehmen lässt, machte Musik nach Herzenslust. Die Frösche in den beiden Teichen quakten um die Wette, die Wachtelkönige in der Wiese schrieen, die Wachteln im Kornfelde riefen, die Nachtschwalbe schnurrte über den Garten hin. Ich konnte, wenn ich zu Häberle hinüberblinzelte, seine Gesichtszüge deutlich erkennen. Er lag wie gewöhnlich auf dem Rücken und hielt die Hände gefaltet über der Decke. „Ganz wie ein Weib“, dachte ich, „wie eine Frau, die nach glücklich beendetem Wochenbett den Besuch ihrer Freundinnen erwartet! Er ist ja auch nur ein Weib. Man sollte ihn nicht den

„alten Jungherrn“ nennen, sondern das „alte Weib“.

Ich blinzelte wieder hinüber nach dem „Weib“. Es schien mir jetzt, als ob ein tief schmerzlicher Zug um den Mund Häberles lag. Mir war seltsam zu Muthe. Ich warf die Decke ab, aber auch das Betttuch lastete noch schwer auf mir. Und wenn er ein Weib ist, dachte ich weiter, was kann er dafür? Er ist einmal ohne Hörner und Zähne, wehrlos zur Welt gekommen. Und wenn dem so ist, ist es dann edel, dass ich diese Wehrlosigkeit auch meinerseits missbrauche? Kein echter Mann greift doch ein Weib an. Und dann — er weinte vorhin, er leidet also unter seiner Wehrlosigkeit, leidet vielleicht schwer. Es war ihm vielleicht eine grosse Freude, dass er mit mir Dinge besprechen konnte, die ihn interessirten, während seine Freunde keinerlei Verständniss für sie haben! Er genoss es vielleicht aus tiefster Seele, dass ich nie mit ihm scherzte, ihn nie neckte! Ob er wohl Angehörige

hatte? Vermuthlich nicht, wenigstens sprach er nie von ihnen. Ob er wirklich ganz allein stand in der Welt? Wahrscheinlich, denn es war immer nur von seinen Freunden die Rede. Grosser Gott, wie traurig musste das für einen so weichen Menschen sein! Vielleicht war es diese Vereinsamung, die ihn veranlasste, sich so viel von den Tuchs gefallen zu lassen. Wusste er doch, dass sie ihn in ihrer Weise herzlich liebten. Es ergriff mich ein tiefes Mitleid mit dem einsamen Manne, der da so still und ergeben drei Schritt von mir in seinem Bett lag und litt, durch mich litt!

Wie heiss und schwül es in der Stube war! Und dann die Stimmen draussen! „Du brichst ihm das Herz! Du brichst ihm das Herz!“ quakten die Frösche; „himmelschreiend, himmelschreiend“, schrie der Wachtelkönig; „tot, morgen tot, tot, morgen tot“, rief die Wachtel.

Ich blickte wieder zu Häberle hinüber. Er lag noch immer bewegungslos da, den

Kopf ein wenig zur Seite gewandt, der Wand zu.

Wie er so still dalag mit einem Antlitz, das mir jetzt den Ausdruck sanfter, stiller Ergebenheit zu tragen schien, erinnerte er mich an den ersten Menschen, den ich mit Bewusstsein sterben sah. Ich hatte als Knabe das heisse Verlangen, einmal ansehen zu dürfen, wie ein Menschengeist sich vom Leibe löst. Als ich nun erfuhr — ich war damals etwa zehn Jahre alt und auf dem Lande in Pension — dass ein armer Knecht im Sterben liege, bot ich alles auf, um Zeuge seines Todes sein zu dürfen. Der Sterbende war ein sehr armer Mann, der selbst in seiner Lebenssphäre Schiffbruch gelitten hatte und nun halb und halb aus Mitleid auf dem Hof mit Holzsägen, Gartenarbeiten etc. beschäftigt wurde. Ich steckte mich hinter den Bauer des Bauernhofes, in dem der Alte sein Zimmerchen hatte — das Stück spielte noch in der Zeit der Frohne — und bat diesen um die Erlaubniss. Der

Bauer wollte Anfangs nichts davon wissen, meinte aber schliesslich, die Sache würde sich einrichten lassen, wenn ich der Frau des alten Jakob ein kleines Trinkgeld geben könne. Nun verfügte ich eben über eine Münze, die etwa vierzig Pfennige werth war, und damit bestach ich wirklich die Frau, ein stumpfsinniges altes Weib mit breiten Backenknochen und nach oben geschlitzten Augen. „Kommen Sie heute Abend, Jungherrchen“, sagte sie, indem sie das Geld in die Tasche steckte, „vor Mitternacht stirbt er jedenfalls.“ Es gelang mir denn auch, mich nach dem Abendessen fortzustehlen und ich kam gerade zur rechten Zeit, denn ich hatte noch nicht eine halbe Stunde in dem engen, nur durch einen an der Wand befestigten Kienspan erleuchteten Stübchen verweilt, als der alte Mann starb. Das Röcheln, das Sterben des Alten hatten mir nichts geboten, es verlief alles, wie ich es mir gedacht hatte, aber dann empfing ich einen unvergesslichen Ein-

druck. Nachdem nämlich die Frau dem Toten mit einer Kupfermünze die Augen zugedrückt und den Körper zurecht gerückt hatte, lag auf dem Antlitz des Alten ein solcher Ausdruck des Friedens und dieser kontrastirte so seltsam mit den hageren, scharfen, vergrämten Zügen, dass ich von der tiefsten Rührung ergriffen wurde und in heftiges Weinen ausbrach. Der Eindruck, den ich empfing, war durchaus derselbe, den eine vollendet zur Darstellung gebrachte Tragödie wachruft: Mitleid, Furcht und doch auch wieder ein Gefühl wehmüthiger Befriedigung zogen erschütternd durch meine Seele. Ich weinte und schluchzte auf dem ganzen Wege nach Hause und weinte mich schliesslich, als ich unbemerkt wieder in mein Bett gelangt war, in den Schlaf. Noch lange nachher kehrten diese Gefühle in ihrer ganzen Stärke zurück, sobald ich an den alten Jakob erinnert wurde.

Wie mir nun damals das Antlitz des Toten in einem Augenblicke eine lange

Geschichte menschlicher Leiden erzählt hatte, so erweckte auch jetzt wieder der Anblick des still daliegenden Mannes, den ich beleidigt hatte, mein Mitleid in solchem Grade, und die Reue überwältigte mich so sehr, dass ich jäh aufsprang und mit einem Satz an Häberles Bett war. „Verzeihen Sie mir!“ stiess ich hervor.

Häberle wandte mir, ohne irgend eine Ueberraschung kund zu geben, den Kopf zu, umarmte mich, zog mich an sich wie eine Mutter ihr reuiges Kind und küsste mich. „Ich dachte es mir, dass Sie kommen würden“, sagte er, „und ich freue mich, dass Sie kamen. Nicht meinetwegen, nein, Ihretwegen.“

„Verzeihen Sie mir“, wiederholte ich nochmals.

Häberle drückte mir zärtlich die Hand. „Sie zürnen mir, weil ich mich von meinen Freunden so necken lasse“, sagte er, „und Sie haben grosse Lust mich deshalb zu verachten. Vielleicht werden Sie anders empfinden, wenn Sie in der Lage sein

werden zu verstehen, wie es kam, dass sich in mir jene Instinkte nicht ausbilden konnten, die Sie an mir vermissen. Ist es Ihnen recht, so will ich Ihnen ein wenig von meinem Leben erzählen. Aber kehren Sie vorher in Ihr Bett zurück.“

Ich holte mir meine Decke, schlug sie mir um den Leib und nahm so auf dem Rande von Häberles Bett Platz. Er wollte durchaus, dass ich mein Bett aufsuchte, aber ich bestand auf meinem Willen. Ich wusste damals in der That nicht, was eine Erkältung ist.

„Was Sie für ein trotziger, selbstständiger Mensch sind“, sagte Häberle lächelnd. „Sie sind es geworden, weil Sie als einer Wittwe Sohn aufwachsen, und weil Ihre Mutter Sie ganz gewähren lässt und, wie es scheint, immer ganz gewähren liess. Eine solche Erziehung hat ja ihre grossen Gefahren — aber das andere Extrem ist, wie ich glaube, doch noch schädlicher. Auch mein Vater starb, als ich noch ein kleines Kind war — ich habe keinerlei

Erinnerung an ihn. Er war ein Ausländer, ein Schwabe, und war als Hauslehrer ins Land gekommen. In dem Hause, in welchem er diese Stellung einnahm, lernte er meine Mutter kennen, die aus dem Erzgebirge stammte und Gouvernante war. Sie gewannen sich lieb, und um sich heirathen zu können, liess mein Vater sich in Mitau als Privatlehrer nieder. Als er starb, blieb meine Mutter völlig mittellos zurück, aber Sie kennen ja die Wohlthätigkeit unserer Landsleute. Die Edelleute, in deren Hause meine Eltern thätig gewesen waren, verpflichteten sich zu kleinen Beiträgen, ebenso die Direktoren der Privatschulen, an denen mein Vater unterrichtet hatte, auch einige meinen Eltern ganz fremde Personen kamen der Wittwe zu Hilfe. So kam denn so viel zusammen, dass wir, wenn auch nur in den bescheidensten Verhältnissen, leben konnten. Wir bewohnten während meiner ganzen Schulzeit zwei Stübchen in einem Hause gegenüber der Kapeller'schen Bade-

anstalt und wir lebten dort sehr glücklich. Meine Mutter, deren ganzes Erdenglück ich bildete, liess mich buchstäblich nicht aus den Augen. Wenn ich in's Gymnasium ging, begleitete sie mich bis zum Behr'schen Hause, und wenn ich aus demselben kam, fand ich sie schon dort vor. Aber sie ging nicht nur mit mir spazieren, sie arbeitete auch mit mir und zwar so, dass sie mit mir Lateinisch, Griechisch, Mathematik lernte und in diesen Dingen selbst bis zur Prima, wenigstens einigermassen, Schritt mit mir halten konnte. Ich war von Natur ein sanfter Knabe und hing natürlich mit der zärtlichsten Liebe an meiner Mutter. Ausserdem war unser einförmiges Leben so wunderbar schön, dass nie in mir die Lust wach wurde, mich dem steten mütterlichen Umgange zu entziehen. Schliesslich war auch der Verkehr mit den Büchern so viel schöner als der mit meinen, oft so wilden Mitschülern, denen ich durch den steten Umgang mit einer klugen nnd hochgebildeten

Frau in der geistigen Entwickelung immer etwas voraus war.“

Häberle seufzte.

„Meine Mutter“, fuhr er fort, „hat mir ja so eine wunderbar schöne Jugend bereitet, aber in dieser Erziehung lag doch auch etwas ungemein Verweichlichendes. Ich wuchs auf wie eine Pflanze im Warmhause, die sich des Sonnenlichtes und ihres Wachsthums freuet, und der ein sorgsamer Gärtner alle Gefahren fern hält. Ich entwickelte mich auch so schnell wie eine solche, ich war eben siebzehn Jahre alt geworden, als ich mein Abiturientenexamen machte.

„Die Frage, was nach Absolvirung desselben aus mir werden sollte, war natürlich schon lange von uns erwogen worden. Einer der Edelleute, die meine Mutter unterstützten, hatte sich erboten, mir das zum Studium nöthige Geld vorzustrecken, meine Mutter war aber der Meinung, dass ich für die Universität noch zu jung sei, und wünschte daher, dass ich erst noch

ein paar Jahre Privatunterricht ertheilen sollte. Daraus ergäben sich, meinte sie, auch sonst noch gewichtige Vortheile, indem ich einmal durch die Repetition mir die Schulkenntnisse noch mehr zu eigen mache, und indem ich ferner mir ein Sümmchen erwerben könne. Die Trennung von ihr kam nicht zur Sprache, wird aber wohl auch schwer in's Gewicht gefallen sein.

„Niemand war froher als ich, dass alles beim alten bleiben konnte. Ich hatte schon als Tertianer angefangen Unterricht zu ertheilen, ich unterrichtete gern und ich kann wohl sagen auch mit Erfolg. In Folge dessen fand ich auch jetzt mit Leichtigkeit so viel Stunden, als ich nach dem Wunsche meiner Mutter ertheilen sollte.

„Da traf mich, nachdem ich etwa dreiviertel Jahr in solcher Weise privatisirt hatte, das Ungeheure: meine Mutter starb. Das ungewöhnlich hohe Frühjahrswasser hatte nicht nur unsern Hof, sondern auch die ganze Strasse bis hart an die Palais-

strasse unter Wasser gesetzt, so dass wir nur zu Boot aus unserm Hause und zu ihm gelangen konnten. Eines Tages nun fiel meine Mutter durch einen nicht aufgeklärten Zufall aus dem Boot in das eiskalte Wasser, und dieser Unfall zog ihr eine Erkältung zu, deren Folgen sie nach wenigen Tagen erlag.

„Sie, der Sie von klein auf gewohnt sind, über Ihre Handlungen selbst zu entscheiden, können sich unmöglich denken, wie völlig fassungs- und rathlos ich zurückblieb. Ich glaube sagen zu dürfen, dass ich nicht feige bin, aber in den ersten Nächten, die ich allein in der Wohnung verbrachte, fürchtete ich mich wie ein Kind. Ich, der ich nie mehr baares Geld in Händen gehabt hatte, als ein äusserst bescheidenes Taschengeld, ich sollte nun ganz selbstständig disponiren, selbst an alles Mögliche, an meine Toilette, meinen Tisch, meine Wohnung denken, selbst mit allerlei Leuten verhandeln! Sie können sich denken, wie das alles ausfiel.

„Im August ging ich nach Dorpat, um dort Theologie zu studiren, wie meine selige Mutter es gewünscht hatte. Da die Landsleute dort von der Schule her daran gewöhnt waren, mich meine eigenen, einsamen Wege gehen zu sehen, so machten sie keinen Versuch, mich näher an sich zu ziehen, ich blieb daher „Wilder“, miethete mir jenseits des Embachs ein kleines Stübchen, das auf ein kleines aber sauberes Gärtchen hinausging, und lebte meinen Studien.

„Meinen Verkehr bildeten ausschliesslich einige Kommilitonen, die mich im Kolleg kennen gelernt hatten. Ich kann nicht sagen, dass sie mir eigentlich sympathisch waren, aber ich war viel zu schüchtern, um meinerseits neue Bekanntschaften anzuknüpfen, und wollte anderseits doch auch nicht ohne jeden Umgang leben.

„So vergingen sechs Semester. Da geschah es eines Tages, dass ich am Nachmittag nach Novum hinausgegangen war

und mir dort eine Tasse Kaffee hatte geben lassen. In dem Zimmer sassen ausser mir noch je eine Gruppe Livländer und Kurländer, lauter Füchse, wie ich nachher erfuhr. Die ersteren, die zuviel getrunken hatten, fingen an auf mich zu sticheln und versetzten mich dadurch in tötliche Verlegenheit, denn ich wusste durchaus nicht, wie ich mich meiner Gegner erwehren sollte. Da kam mir unerwartete Hülfe. Der eine der Livländer, ein hagerer, lang aufgeschossener Jüngling mit einem feingeschnittenen aber einfältigen Gesicht, machte nämlich die Bemerkung: ‚Es ist doch höchst wunderbar, dass es unter uns Burschen Leute giebt, die vollständige Kaffeeschwestern sind.‘ Da rief plötzlich eine tiefe Bassstimme von den Kurländern her: ‚Viel merkwürdiger ist es aber, dass es unter uns dumme Jungen giebt, die, wenn sie Händel suchen, die Streitlustigen links liegen lassen und sich an die Friedfertigen halten.‘

„Der so sprach, war Christian Tuch.

Er kam, als er mit den Livländern fertig war, an meinen Tisch, setzte sich neben mich und sagte: ‚verzeih, dass ich mich in deine Angelegenheiten mische, aber man hat mir gesagt, dass du ein Kurländer wärest, und es schien mir, als ob du in solchen Händeln nicht Bescheid weisst.‘

„Ich dankte ihm herzlich und fragte ihn, ob ich vielleicht in dieser Angelegenheit noch etwas thun könne. Schlagen könne ich mich freilich nicht, da mein Gewissen mir den Zweikampf verbiete.

„‚Lass es gut sein‘, erwiderte er, ‚an mir soll es nicht liegen, wenn das livsche Jungchen nicht Hiebe kriegt, die er allenfalls als von zweien erhalten quittiren kann, und mit den fünf andern will ich auch schon fertig werden. Siehst du, für einen rechten Kurischen sind sechs Livsche doch eigentlich noch kein Frass, an dem man sich sattessen kann. Aber wie heisst du? Ich habe wohl dein Gesicht, nicht aber deinen Namen behalten.‘

„Von jenem Tage an bekam ich Fühlung

mit der Curonia. Ich lernte durch Christian erst Karl Tuch, dann die beiden Eberfelds, endlich die meisten ihrer Freunde kennen. Wenn ich nun unter diesen auf dem Markte stand, trat bald auch dieser oder jener meiner einstigen Schulkameraden an mich heran und erneuerte meine Bekanntschaft, und so geschah es, dass ich eines Tages auf die Korpskneipe kam. Hier eröffnete sich mir nun eine ganz neue Welt, die Welt sorglosen, derben Lebensgenusses. Sie zog mich mächtig an, diese Welt, und hielt mich bald mit tausend Armen umschlungen. Nicht, dass ich ausschweifend gewesen wäre — nein, Gott sei Dank, ich habe mir keine schwere Sünde vorzuwerfen — wohl aber lebte ich leichtsinnig dem Tage und schlug mir alle Gedanken an die Zukunft aus dem Sinn. Schliesslich setzte aber das Versagen meiner Mittel diesem Treiben ein Ziel. Ich riss mich gewaltsam los und nahm eine Hauslehrerstelle im Hause eines Edelmannes in der Talsen'schen Hauptmann-

schaft an. Ich hatte damals nur die Absicht, mir die nöthigen Mittel zu erwerben, um meine Studien fortsetzen zu können, allein — allein“ — Häberle athmete schwer — „allein, es traf mich damals ein grosses Leid, und ich hatte später keinerlei Veranlassung mehr, mir eine selbstständige Stellung zu wünschen.“

Häberle schwieg und blickte lange vor sich hin. Nur Frösche, Wachtelkönig und Wachtel riefen in das schweigende Zimmer hinein: Brekekekex, päksch-päksch, pickwerwick!

„Verstehen Sie jetzt“, fuhr Häberle nach einer Weile fort, „warum ich den Tuchs wohl einen Scherz gestatte, der Ihnen unzulässig erscheint? Sie sind mir immer die treuesten Freunde gewesen, dieses Haus ist mir seit lange zur Heimath geworden. Soll ich da nicht auch einmal einen Scherz hinnehmen, der mir nicht gefällt? Und dann: schliesslich trage doch nur ich selbst die Schuld daran, wenn man gern in neckendem Tone mit mir

verkehrt. Wüssten Ihre Vettern, dass sie mir wehthun, sie hörten gewiss auf, mich zu necken, aber ich glaube, sie würden ungern damit aufhören, und desshalb würde es auch mir leid thun, wenn sie es thäten.“

Häberle hielt mir die Rechte hin, ich ergriff sie und drückte sie herzlich. Dann suchte ich mein Lager auf und dachte darüber nach, welches grosse Leid wohl Häberle in jenem Hause getroffen haben könne. Ohne Zweifel hatte er geliebt, unglücklich geliebt. Vielleicht eine Tochter des Hauses.

„Sie brach ihm das Herz! Sie brach ihm das Herz! — himmelschreiend, himmelschreiend — tot, längst tot, tot, längst tot“ — so rief es draussen, bis von dorther ein Jubellied erklang, erst einstimmig, leise, vom Boden her, wie verschleiert, dann im Chor, lauter und lauter, höher und immer höher, freier und immer freier.

Die Lerchen waren erwacht und stiegen jauchzend zum Himmel empor.

Häberle und ich waren wieder ganz in unser altes Verhältniss zurückgetreten, das heisst, wir verkehrten am Tage fast gar nicht miteinander, verbrachten aber den späten Abend und einen Theil der Nacht mit eifrigen Diskussionen über litterarische Themata.

Ich bin nie neugierig gewesen, aber in diesem Falle trug ich doch ein heisses Verlangen zu erfahren, welch ein Erlebniss Häberle veranlasst hatte, so definitiv mit dem Leben abzuschliessen. Indessen darüber liess sich Auskunft nur von ihm selbst erwarten, und ich konnte kaum annehmen, dass er den Schleier lüften würde, der diesen Theil seiner Vergangenheit verhüllte. Und doch sollte das geschehen.

Meine Behrsen'sche Leidenszeit — die übrigens diesmal weniger als sonst eine gewesen war — war abgelaufen, am nächsten Morgen sollten wir das Gut verlassen. Zugleich schien auch das Wetter umschlagen zu wollen, der Himmel war

wenigstens zum erstenmal seit langer Zeit bedeckt, doch war es warm und windstill, und es fiel kein Regen. Ueberall hatte man mit der Heuernte begonnen, und der süsse Duft des Heues erfüllte die Luft. Man fühlte sich wohl in dieser Atmosphäre, aber man empfand sie doch auch als etwas schwül und drückend. Man wird an solchen Tagen schnell müde.

Ich hatte am Nachmittage einen grösseren Spaziergang gemacht und nahm meinen Rückweg über den Blauberg. So heisst nämlich eine unbedeutende Anhöhe in der Nähe von Behrsen, die wohl ein sogenannter Burgberg ist, das heisst einst eine kleine Lettenburg trug und ihren vielverheissenden Namen lediglich dem Umstande verdankt, dass sie sich aus einer durchaus flachen Umgebung erhebt. Auf diesem Berge nun, dessen Seiten ganz von Kiefern bedeckt sind, liegt ein Friedhof, auf dem das umwohnende Landvolk seine letzte Ruhestätte findet.

Da die Bauern damals noch sehr arm

waren, so trugen auch ihre Kirchhöfe noch einen wenig gepflegten Charakter, und über der ganzen Stätte mit ihren niedrigen Grabhügeln, die nur kleine, schnell vergängliche Holzkreuze schmückten, lag eine tiefe Melancholie.

Davon wussten nun freilich die Goldhähnchen, die hier in grosser Zahl hausten und mich hierher gelockt hatten, nichts, sie trieben vielmehr zwischen den rothen Kieferstämmen in der muntersten Weise ihr Wesen. Da ich meine Aufmerksamkeit ausschliesslich ihnen zuwandte, hatte ich es gar nicht bemerkt, dass ich allmählich den fast verwachsenen Graben und den tiefeingesunkenen Wall, die den Friedhof von seiner Umgebung schieden, überschritten hatte und mich bereits zwischen den Gräbern befand. Ich schrak daher zusammen, als ein: „Nun, was beobachten Sie so eifrig?“ mir anzeigte, dass ich nicht allein war. Als ich auf- oder vielmehr niederblickte, gewahrte ich Häberle. Er sass auf einer Bank — wenn

man zwei noch mit ihrer Rinde bekleidete Birkenpfosten und ein darüber gelegtes schmales Brett so nennen kann — zwischen einem Grabhügel, der erst vor kurzem aufgeschüttet sein konnte, und einem offenen Grabe.

„Was haben Sie sich für ein melancholisches Ruheplätzchen aufgesucht?“ bemerkte ich. Ich wusste nicht recht, ob ich bleiben oder gehen sollte.

„Ich sehe gern einmal in ein Grab, das noch des Toten harrt“, erwiderte Häberle, indem er ein wenig bei Seite rückte.

Ich nahm neben ihm Platz. Die Kiefern strömten einen starken, betäubenden Geruch aus, in weiter Ferne bellte ein Hund, unter uns hörte man das Quietschen und Kreischen, das ungeschmierte Wagenräder, die sich um hölzerne Achsen drehen, hervorbringen.

„Man verliert sich da“, fuhr Häberle fort, „unwillkürlich in Gedanken darüber, wen sie hier wohl zur letzten Ruhestätte

betten werden. Ist es ein Greis, der froh war das Endziel seiner Wanderung erreicht zu haben, oder ein junges, lebensfrisches Blut, dem ein hartes Geschick ein Leben nahm, das frohsinnig als höchstes Gut empfunden wurde? Oder ist es“ — hier zögerte Häberlé ein wenig — „ein in Sturm und Graus Verirrter und Verschlagener, der hier ein schützendes Obdach sucht und findet?“

Da ich schwieg, fuhr Häberle nach einer Weile fort: „Ich liebe diese Friedhöfe der Bauern und ich wünschte, einmal auf einem solchen, also etwa auf diesem hier, begraben zu sein. Auf den städtischen Kirchhöfen folgen Prunk und Eitelkeit den Toten nach bis auf's Grab und halten sie damit gleichsam noch im Irdischen fest, während hier schon wenige Jahre auch die letzte Erinnerung an sie beseitigen — ein Vorschmack der Ewigkeit.“

Das Kreischen kam unterdessen immer näher, man hörte jetzt auch das Rumpeln

und Stossen des Wagens in den tiefen Geleisen und das „Eh! Na! Eh! Wirst du wohl! Eh! Ich werde dich! Warte du Heide!“ womit das Pferd angetrieben wurde. Endlich wurde auch das Fuhrwerk zwischen den Kiefern sichtbar. Ein kleines, fahlschwarzes Pferdchen, hager wie ein Skelett, war vor einen Karren gespannt, wie man sie selbst damals nur noch selten zu sehen bekam. Ein viereckiges, längliches Holzgestell auf zwei hölzernen Achsen und vier unbeschlagene plumpe Räder — das war alles. Auf dem Karren aber lag ein Sarg aus einfachen Kiefernbrettern und zwar nicht aus neuen, weissen, sondern aus solchen, die Regen und Wind grau gefärbt haben.

Zwei Männer, beide alt und gebückt, mit grauen Stoppeln um Wangen und Kinn, banden den mit einem Strick auf dem Wagen befestigten Sarg los und trugen ihn keuchend den Rest des Berges hinan. Als sie uns gewahr wurden, setzten sie ihre schwere Bürde zu Boden, kamen

barhäuptig auf uns zu und küssten den Saum unserer Röcke.

„Wen begrabt ihr da?“ fragte Häberle.

„Meine Tochter, gnädiger Herr, meine Tochter“, erwiderte der eine der Alten.

„Lasst euch durch uns nicht stören.“

Die beiden brachten den Sarg ans Grab und legten die Stricke zurecht, um ihn hinunterzulassen. Häberle nahm die Mütze ab, trat an den Sarg und sprach mit bewegter Stimme ein Vaterunser. Dann halfen wir den beiden den Sarg in die Gruft senken und warfen zuerst drei handvoll Erde auf ihn. Als Häberle das that, fielen auch ein paar Thränen mit in das Grab. Ich sah ihn jetzt zum zweitenmal Thränen vergiessen. Jedesmal liefen sie ungemein schnell über die Wange, als ob sie sich ihres Daseins schämten und sich schnell verbergen wollten.

Als der Sarg in die Gruft gesenkt war, traten wir ein wenig zurück. Die beiden Männer schaufelten das Grab zu und

formten schliesslich einen kleinen Hügel über demselben. Dann nahm der eine die Schaufel über die Schulter und ging, ohne uns weiter zu beachten, dem Wägelchen zu, während der andere den Spaten in die Erde stiess, sich auf den Stiel stützte und dem Gefährten nachsah. Er wollte uns offenbar eine Mittheilung machen, wartete aber vorher die Entfernung des Genossen ab. Dieser riss nun mit einer rohen Bewegung den Kopf des Pferdchens, das an einigen spärlichen Grashalmen naschte, in die Höhe, wandte das Fuhrwerk um und fuhr davon.

Es war während des Begräbnisses kein Wort gesprochen worden. Jetzt bemerkte der Bauer: „Ein armer Mann, der Matthias. Er hatte nur dies eine Kind. Sie that von jeher nicht gut — zog in die Stadt — als sie zurückkam, da hatte man die Bescherung. Es ist nur gut, dass sie gestorben ist. Fünf Fuss Erde können viel Schande zudecken. Ein armer Mann, der Matthias, ein sehr armer Mann!“

„Seid Ihr ein Verwandter von ihm?“ fragte ich.

„Nein, gnädiger Jungherr. Ich bin der Totengräber. Ich half dem Matthias, weil er ganz fremd ist in der Gemeinde, und weil er sehr arm ist. Ausser mir hätte ihm gewiss Niemand geholfen. Die Leute lieben ihn nicht. Wie sollen sie ihn auch lieben, er spricht das Jahr über keine drei Worte. Ich liebe ihn auch nicht, aber sehen Sie, gnädiger Jungherr, unsereiner muss den Leuten helfen, ob wir sie lieben oder nicht. Auch wer so arm ist wie der Wolf im Walde, dies Haus hier muss ihm offen stehen. Und dieser Berg hier ist wie eine Burg, wer hier liegt, dem kann kein Feind mehr etwas anhaben. So bin ich denn“, schloss der Totengräber mit einem Lächeln, „zugleich des elendesten Bettlers Diener und ein stolzer Burgherr.“

„War er hart gegen die Tochter?“ fragte ich.

„O du barmherziger Gott, was hat er

sie geschlagen!“ war die Antwort. „Er hat sie von klein auf geprügelt, dass es einen Stein erbarmen konnte. Sie wissen, gnädiger Jungherr, Weiber und Kinder müssen geprügelt werden — ohne Belehrung geht es da nicht — aber der Matthias — na, an Prügeln hat es ihr nicht gefehlt. Deshalb hätte sie nicht so sterben müssen. Er hat sie mit Ruthen geschlagen und mit Stöcken und mit dem Leibriemen und mit der Fahrleine. Nein, was die Prügel anbetrifft, in Bezug auf sie hätte sie so gerathen können, dass die gnädige Frau sie hätte auf den Hof nehmen und zu ihrer Jungfer machen können. Aber sie war immer wie eine auf dem Heuboden geworfene Katze. Die hält sich auch stets für sich und läuft davon, wenn ihr Jemand in die Nähe kommt, gleichviel ob im Guten oder im Bösen. Na, jetzt ist sie in meinem Gefängniss. Da heisst es still halten. Durch das Sandgitter ist noch keiner entwichen.“

Ich gab dem philosophischen Toten-

gräber, der mich, während er sprach, aus kleinen, grünen Augen unter überhängenden, weissen Brauen hervor mit einem seltsam verschmitzten Ausdruck ansah — er machte sich offenbar in seiner Weise über mich lustig — ein kleines Trinkgeld. Er küsste mich auf den Aermel, verabschiedete sich in gleicher Weise von Häberle und ging dann mit geschulterter Schaufel davon, wie mir schien in sehr munterer Stimmung.

Ich wandte mich jetzt nach Häberle um, weil ich erwartete, dass auch wir aufbrechen würden. Er hatte wieder auf der Bank Platz genommen, sich aber so gesetzt, dass er mir fast ganz den Rücken zuwandte. „Wollen wir gehen?“ fragte ich, indem ich auf ihn zutrat. Jetzt erst gewahrte ich, dass er weinte, und zwar so, dass ihm die Thränen wieder in jener seltsamen, hastigen Weise über die Wangen rollten, wie Quecksilberkügelchen. Ich habe nie, weder vorher noch nachher wieder einen Menschen so weinen sehen.

„Soll ich gehen?“ fragte ich halblaut.

Häberle ergriff meinen Arm und lud mich durch einen sanften Druck ein, neben ihm Platz zu nehmen. Er fuhr sich mit dem Taschentuch über die Augen, schneuzte sich, räusperte sich, hustete und athmete so hastig wie Jemand, der unter einem asthmatischen Anfall leidet. Dann begann er: „Ich sagte Ihnen an jenem Abend, dass mich einmal ein grosses Leid betroffen hat. Wenn es Ihnen recht ist, will ich Ihnen heute von jenem Leid erzählen.“

„Wird es Sie nicht angreifen?“

Häberle schüttelte den Kopf. „Einerlei“, erwiderte er, „die Erinnerung an jene Tage ist übermächtig. Ich erzählte Ihnen, dass ich die Universität verlassen musste, weil es mir infolge des Leichtsinnes, mit dem ich das Treiben meiner Freunde mitmachte, an den nöthigen Mitteln fehlte. Ich wurde nun Hauslehrer bei dem Schlosshöfschen Einhorn. Kennen Sie ihn vielleicht?“

„Nein.“

„Er ist und war damals schon ein

höchst liebenswürdiger Mann, und auch die Baronin war eine treffliche Frau. Beide trugen mit echt christlicher Ergebenheit ein schweres Leid und liessen sich durch dasselbe in jeder Beziehung vertiefen. Sie verloren nämlich allmählich alle ihre Kinder. Diese waren, ohne an einer Krankheit zu leiden, doch immer kränklich und starben in dem Alter zwischen zehn und fünfzehn Jahren, ohne dass man eine Ursache hätte angeben können. Der Arzt sagte mir einmal im Vertrauen, dass diese Erscheinung seiner Ueberzeugung nach die Folge fortgesetzter Inzucht sei — die Kinder stammten in der That von vier Generationen Vetter und Cousine her — die Einhorns aber ahnten — Gott sei Dank dafür — nicht, warum ihre Lieblinge dahinsiechten, und erblickten darin eine unbegreifliche Fügung Gottes, der sie sich demüthig zu unterwerfen hatten.

„Als ich nach Schlosshof kam, lebten nur noch zwei Kinder, Leo und Gella. Leo war zwölf, Gella zehn Jahre alt, beide

nach Gemüth und Art entzückende Geschöpfe, beide aber auch von jener geheimnissvollen Kränklichkeit, der durch kein ärztliches Mittel beizukommen war.

„Ich lebte mich schnell ein in Schlosshof. Der Baron und seine Frau zogen mich an. Ich liebte die Kinder und die Kinder liebten mich. Mit den ersteren trieb ich am Abend fleissig Bibelstudien und ich empfing aus den Gesprächen mit diesen fortgeschrittenen Christen eine Fülle von Anregung.

„Ausser mir war noch eine Gouvernante im Hause, ein liebenswürdiges, schon älteres Mädchen, ein Fräulein Baumgarten, das seit einer Reihe von Jahren mit einem livländischen Theologen verlobt war. Auch sie hatte mancherlei erlebt und gedacht und passte gut in unsern Kreis, es erfüllte uns daher mit sehr gemischten Gefühlen, als sie uns eines Tages mittheilte, dass ihr Bräutigam ein Pastorat erhalten habe und dass sie im Herbst heirathen würde. Wir gönnten ihr ja ihr Glück von Herzen,

dachten aber mit Schrecken daran, dass eine Fremde an ihre Stelle treten musste, eine Fremde, von der Niemand vorher wissen konnte, ob sie in unsern Kreis passen würde oder nicht.

„Indessen, es musste ein Ersatz geschafft werden, und die Baronin und Fräulein Baumgarten suchten eifrig nach einer neuen Gouvernante.

„Die letztere hatte sich unter anderen auch an den Direktor der Schule gewandt, in der sie selbst ausgebildet worden war, und von diesem lief nun ein Brief ein, in welchem er eine Schülerin, die soeben erst seine Schule verlassen und ihr Examen absolviert hatte, auf das wärmste empfahl. Fräulein Marianne Thorschmidt, schrieb er, sei zwar noch jung und sie habe noch nicht als Gouvernante gewirkt, sie sei aber weitaus die beste Schülerin gewesen, die er je gehabt habe, und er zweifle nicht daran, dass sie eine ganz vorzügliche Lehrerin werden würde.

„Fräulein Thorschmidt?“ wiederholte

der Baron, nachdem Fräulein Baumgarten uns den Brief vorgelesen hatte, „ist Ihnen der Name jemals vorgekommen?“

Wir verneinten. „Sie mag aus Riga oder aus Livland stammen“, meinte Fräulein Baumgarten.

„Ja, das ist möglich“, versetzte der Baron.

„Wir beriethen nun, ob es rathsam sei, eine so junge, noch nicht erprobte Kraft zu engagieren. Die Einhorns und ich hatten Bedenken, Fräulein Baumgarten aber trat warm für das junge Mädchen ein. „Es giebt gewiss viele Häuser“, sagte sie, „in denen ich nie zum Engagement einer frisch von der Schule kommenden Gouvernante rathen würde, aber im konkreten Fall scheint mir das nicht nur unbedenklich, sondern sogar entschieden räthlich. Bei dem intimen Verkehr, den Sie mit uns unterhalten, müssen Sie etwaige Fehlgriffe der Gouvernante sehr bald entdecken und bei der Liebe, die dieselbe Ihnen ohne Zweifel

in kurzer Zeit entgegenbringen wird, wird es Ihnen auch leicht fallen, sie zu redressieren. Andererseits hat eine so junge Lehrerin eine Frische und einen Eifer, den man bei Mädchen, die schon seit einer Reihe von Jahren unterrichteten, naturgemäss nur selten findet.

„Gegen diese Ausführungen liess sich in der That kaum etwas einwenden. Fräulein Baumgarten schrieb auf Wunsch des Barons noch einmal an den Direktor und fragte an, ob ihm vielleicht auch die Familienverhältnisse des jungen Mädchen bekannt wären. Die Antwort ging dahin, dass der Befragte hierüber leider nur sehr ungenügende Auskunft ertheilen könne. Er wisse nur, dass Herr Thorschmidt Pächter eines kleinen Gutes im Oberlande und Wittwer sei. Jedenfalls lebe die Familie in dürftigen Verhältnissen, denn Marianne habe in der Stadt im Hause einer sehr armen Familie gelebt, die für ein Spottgeld Pensionäre nahm und sie natürlich auch entsprechend ver-

pflegte. „Die Baronin wird trotzdem mit ihren Manieren zufrieden sein“, fügte der Direktor hinzu.

„Der Baron fand diese Auskunft wenig befriedigend, jetzt nahmen aber auch die Baronin und ich die Partei der Unbekannten. So fügte er sich denn und liess es geschehen, dass seine Frau an Fräulein Thorschmidt schrieb. Die Antwort, die umgehend einlief, war mit einer schönen deutlichen, aber ganz männlichen Hand geschrieben. Auch der Inhalt des Schreibens und der Stil hatten etwas Männliches. Das junge Mädchen schrieb überaus klar, aber auch sehr kurz. Kein Wort wäre entbehrlich gewesen.

„Dieses Schreiben rief wieder eine Diskussion hervor. Dem Baron missfiel es entschieden. „Ihr werdet sehen“, rief er, „wir bekommen da ein höchst anmassendes Geschöpf ins Haus. Ein Mädchen, das mit achtzehn Jahren eine solche Handschrift und einen solchen Stil schreibt, muss eine sehr hohe Meinung von sich

selbst haben und sich durchaus als ‚fertig' fühlen. Da können wir es denn nur zu leicht erleben, dass mit ihr ein fremdes und störendes Element in unser friedliches Haus kommt. Ich kenne überdies die Sphäre, aus der sie voraussichtlich stammt. Nirgends sind die Ansprüche höher, nirgends sind die Leistungen geringer als in ihr."

„Das Urtheil des Barons erschien uns anderen voreilig und ungerecht. Wir nahmen die Angegriffene eifrig in Schutz und setzten es durch, dass mit ihr abgeschlossen wurde. Ganz wohl war uns dabei freilich nicht, aber es wäre uns, wie wir meinten, in jedem andern Fall nicht anders gegangen.

„Mit dem Beginn der Ferien ging Fräulein Baumgarten fort, und ich begab mich hierher.

„Als ich am Schlusse der Ferien nach Schlosshof zurückkehrte, war Fräulein Thorschmidt noch nicht eingetroffen, man hatte aber bereits nach ihr geschickt und erwartete sie am folgenden Tage."

Häberle hielt hier inne und seufzte schwer. Dann fuhr er fort: „Wir, das heisst die Baronin, die Kinder und ich, sassen nach dem Essen auf der Freitreppe beim Kaffee, als der Wagen mit der neuen Gouvernante vorfuhr. Sie war ein sehr schönes Mädchen von ausgesprochen brünettem Typus. Ihr Grossvater war, wie ich nachher erfuhr, aus Baden ins Land gekommen, als Küster.“

Häberle schwieg wieder eine Weile. Es wurde ihm sichtlich schwer, von jener Zeit zu berichten und doch drängte es ihn, mich mit diesen Erinnerungen bekannt zu machen. „Die Baronin“, hiess es weiter, „reichte Fräulein Thorschmidt die Hand, hiess sie freundlich willkommen und sprach die Hoffnung aus, dass es ihr in Schlosshof gefallen würde. Sie drückte letzteres, ihrem frommen Sinn entsprechend, ungefähr so aus: „Möge Gottes Gnade es fügen, dass Sie sich in Schlosshof wohl fühlen können.“ Fräulein Thorschmidt verneigte sich schweigend, es

schien mir aber, als ob aus ihren grossen, dunkeln Augen Verwunderung spräche.

„Die Baronin hiess nun Gella, ihre Gouvernante in deren Zimmer führen. Die Kleine stand etwas betreten da, Fräulein Thorschmidt war so ganz anders als Fräulein Baumgarten, sie reichte aber schliesslich ihr Händchen hin, um die Führung zu übernehmen. Indessen, die Hand der Kleinen wurde nicht ergriffen: „Bitte, gehen Sie voraus“, hiess es, während Fräulein Thorschmidt auf die Thüre zuschritt.

„Ich warf unwillkürlich einen Blick auf die Baronin. Sie war über und über roth geworden, sagte aber zunächst nichts, sondern griff nach ihrer Handarbeit. Erst nach einer Weile schickte sie Leo unter einem Vorwand fort und fragte dann: „Glauben Sie, dass Fräulein Thorschmidt Gellas Hand nicht sah oder dass sie sie nicht sehen wollte?“

„Letzteres scheint mir doch ganz ausgeschlossen zu sein“, erwiederte ich.

„Nicht wahr?“ meinte die Dame. „Mein Mann hat mich aber mit seinen Befürchtungen so unsicher gemacht, dass ich alle Unbefangenheit verloren habe.“

„In diesem Augenblick kam Gella wieder zu uns. „Nun, hast du das Fräulein hinaufgeführt?“ fragte die Mutter.

„Die Kleine nickte nur, brach dann aber in Thränen aus, umschlang den Hals der Mutter und weinte bitterlich.

„Die Mutter streichelte ihr das Blondhaar und fragte: „Ist Fräulein Thorschmidt unfreundlich gegen dich gewesen?“

„Die Kleine schüttelte energisch den Kopf. Wir brachten nicht mehr aus ihr heraus als den Stossseufzer: „Sie ist so ganz anders, als Fräulein Baumgarten war.“

„Als Fräulein Thorschmidt zum Abendessen herunterkam, war auch der Baron zurückgekehrt. Er begrüsste sie mit dem schönen Willkomm: „Der Herr segne Ihren Eingang und Ihren Ausgang“ und wieder und jetzt ganz unverkennbar zeigte ihr Gesicht einen verwunderten Ausdruck.

„Nach dem Essen beriethen wir gemeinsam den Lehrplan für das Semester. Da die Baronin den Religionsunterricht selbst ertheilte, bildeten wir ein Lehrercollegium von drei Personen. Wir wurden bald einig, und ich erfreute mich an der durchaus verständigen Weise, in der sich das junge Mädchen bei dieser Gelegenheit äusserte. Sobald wir aber mit unsern Berathungen fertig waren, zog sie sich auf ihr Zimmer zurück.

„In Schlosshof begann und schloss der Tag mit einer gemeinsamen Andacht, an der sich auch das ganze Hausgesinde betheiligte. Es wurde erst ein Vers gesungen, dann sprach der Hausvater ein kurzes Gebet. Ein zweiter Vers und das Vaterunser schlossen die kurze Feier.

„Es fiel mir während der Morgenandacht auf, dass Fräulein Thorschmidt nicht mitsang. Infolge dieser Wahrnehmung blickte ich unwillkürlich auch während des Gebetes zu ihr hinüber. Sie hatte auch jetzt den Kopf nicht gesenkt, son-

dern blickte ernst und nachdenklich auf den Baron. Was sollte das? War sie eine Ungläubige?

„Hierüber musste ich unwillkürlich nachdenken, ich war daher, so sehr ich mir auch Mühe gab, meine Empfindungen zu beherrschen, beim Beginn des Unterrichtes so zerstreut, dass Leo mich mehrmals verwundert anblickte.

„Der Unterricht sollte übrigens heute nicht lange währen, denn der Baron liess mich durch den Diener bitten, möglichst sofort in sein Arbeitszimmer zu kommen.

„Als ich sein Cabinett betrat, stand die Baronin mit dem Rücken an die Schmalseite des Schreibtisches gelehnt, während der Baron mit grossen Schritten im Zimmer auf und nieder ging. Beide waren sichtlich in hohem Grade erregt.

„Das ist eine schöne Geschichte, Herr Häberle“, rief der Baron. „Die neue Gouvernante ist soeben bei meiner Frau gewesen und hat ihr erklärt, dass sie

künftig an unseren Andachten nicht theilnehmen würde.“

„Er blieb stehen, drehte seinen langen Schnurrbart und blickte mich fragend an.

„Aber warum denn nicht?“ fragte ich erschreckt.

„Das ist das Beste. Sie hat gesagt, sie sei keine Christin und wolle daher auch nicht als eine solche erscheinen.“

„Ist es möglich!“ rief ich. Ich traute in der That meinen Ohren nicht. Dergleichen kommt ja auch — Gott sei Dank dafür — bei uns sonst nicht vor.

„Was nun thun?“ fragte der Baron weiter. „Käme es nur auf mich an, so würde ich diese — diese — diese junge Heidin noch heute am Tage fortschicken, meine Frau aber will das nicht zulassen. Sie behauptet, dass wir in dem Eindringen dieses Elementes eine Fügung Gottes zu sehen hätten und uns daher nach Kräften bemühen müssten, unsererseits aus dem Mädchen eine Christin zu machen.“

„Ja, das behaupte ich“, nahm nun die

Baronin das Wort. „Ist das Evangelium in uns zu einer lebendigen Kraft geworden, so kann es unmöglich ohne Einfluss auf ein so junges Gemüth bleiben. Dürfen wir, die wir in dem Gekreuzigten den einzigen Weg zur Seligkeit sehen, ein Lamm, das auf verirrter Bahn den Weg in unsern Hof fand, ohne weiteres forttreiben oder müssen wir es dem guten Hirten zuführen, der uns selber weidet?“

„Liebste Frau“, rief der Baron mit kaum unterdrücktem Unwillen, „du hättest recht, wenn es sich um ein Kind handelte, allein jenes Mädchen soll bei uns nicht erzogen werden, sondern erziehen. Sie ist nicht ein Lamm, sondern ein Marder, der sich in unsern Hühnerstall geschlichen hat. Sollen wir den sein Wesen treiben lassen und uns unterdessen mit der Hoffnung trösten, dass wir ihn vielleicht einmal zahm machen werden?“

„Du thust ihr doch unrecht, Ulrich“, versetzte die Baronin freundlich. „Sie hat sich nicht heimlich in unser Haus

geschlichen, sondern hat gleich am ersten Tage ehrlich und offen Farbe bekannt. Da ich ihr schrieb, dass ich den Religionsunterricht selbst ertheile, konnte sie umsomehr glauben, dass ihre religiöse Verirrung uns nicht allzusehr stören würde. Auch hat sie, wie sie mir selbst sagte, nicht geahnt, dass die Religion in unserm Empfinden und Leben eine so bedeutsame Rolle spielt."

„Der Baron brauste auf. „Du bist mir ganz unbegreiflich", rief er. „Lehrt man denn die Religion nur in der Religionsstunde, oder muss jeder Unterricht, den Christen ertheilen, sich zu einem Religionsunterricht gestalten? Kann ein Heide Geschichte vortragen, ohne dass zugleich mit der Kenntniss der historischen Thatsachen auch die heidnische Gesinnung des Lehrers ihren Einzug in die jungen Gemüther hält? Kann es denn ohne Einfluss auf die Kinder bleiben, wenn ihre Lehrerin dem Gebet fern bleibt, zu dem sich ihr ganzes Vaterhaus versammelt?"

„Du hast ganz recht“, erwiderte die Baronin sanft, „und das öffentliche Aergerniss, das entstehen würde, wenn Fräulein Thorschmidt unsern Andachten fern bliebe, muss allerdings unter allen Umständen vermieden werden, allein ich hoffe, dass sie hierin wird mit sich reden lassen. Im übrigen aber sollten wir, meine ich, unserm Gott Zeit lassen, seine Wunder zu thun und abwarten, ob der Geist unsers Hauses nicht ohne jede Propaganda unsererseits seine Wirkung thun wird. Wer von uns weiss, welche traurigen Lebenserfahrungen dieses junge Herz gegen die Heilswahrheit verschlossen haben und ob nicht schon die Ruhe, die Fräulein Thorschmidt hier geniessen kann, auf sie wirken wird wie ein milder, warmer Sommerregen auf verhärtetes Erdreich.“

„Der Baron war nicht überzeugt, er gab aber schliesslich dem Drängen seiner Frau nach, unter der Bedingung indessen, dass die Gouvernante auch künftig den Andachten beiwohne.

„Diese Bedingung wurde erfüllt, und Fräulein Thorschmidt stand nun während unserer Andachten regelmässig unter uns, den Kopf etwas vorgebeugt, die Augen mit einem merkwürdig sprechenden, sinnenden Ausdruck auf den Hausherrn gerichtet.

„Ich kann leider nicht sagen, dass ihre Gegenwart dazu beitrug, meine Andacht zu vertiefen, ich musste vielmehr immer an sie denken, wie an ein interessantes Räthsel. Es war ja auch in der That so vieles räthselhaft an ihr. Dadurch, dass sie an der Abendandacht theilnahm, war sie gezwungen, in der Zeit zwischen dem Abendessen und dem Gebet in unserm Kreise zu verweilen. An religiösen oder an solchen Gesprächen, die sich auf das sittliche Verhalten des Menschen bezogen, betheiligte sie sich mit keinem Wort. Sie sass dann, über ihre Arbeit gebeugt, still da, ein merkwürdiges, höchst fesselndes Bild. Ueber der nicht hohen, aber ungemein breiten Stirn lag eine unglaubliche Fülle schwarzblauen Haares, das in dichten

breiten Flechten um den Hinterkopf gewunden war. Die fein geschnittene, gerade Nase und ein reizender, kleiner Mund gaben dem Gesicht etwas Zartes, wozu aber das breite, harte, wie aus Granit gemeisselte Kinn gar nicht recht passte. Wenn sie nun längere Zeit schweigend dasass, erhielt ihr Antlitz einen so leidenden Ausdruck, dass es mir bald zweifellos war, dass ein schwerer Kummer sie bedrückte. War dagegen von weniger ernsten Dingen die Rede, so nahm wohl auch Fräulein Thorschmidt an dem Gespräch theil. Sie zeigte dann eine auffallend nüchterne, kluge Denkungsweise. „Es ist, als ob Fräulein Thorschmidt nur Verstand habe“, klagte die Baronin. „Sie weist alles ab, was sich nicht entwickeln lässt wie ein mathematischer Lehrsatz.“

„Die Kinder klagten auch. Sie hatten eine Art scheuer Ehrfurcht vor Fräulein Thorschmidt, aber sie liebten sie nicht. Fräulein Baumgarten war doch ganz, ganz anders, behaupteten sie.

„Um mich kümmerte sich Fräulein Marianne nicht mehr, als es die Rücksicht auf unsere gemeinsame Aufgabe durchaus mit sich brachte. Auch führte sie unsere Verhandlungen in einem mir bisher ganz fremden, ich möchte sagen, rein geschäftlichen Stil. Es war alles so klar und formal, als ob zwei Advokaten sich verständigten, die gemeinsam einen Process führen sollten.

„Diese Nüchternheit zeigte sich auch in ihrem litterarischen Urtheil. Es erschienen damals eben die Stifterschen Erzählungen, und wir fanden die grösste Freude an ihnen, Fräulein Marianne aber erwiderte auf die Frage, ob sie auch ihr gefielen, kurzab: „Gar nicht.“

„Und doch hatte sie Verständniss für die Kunst, ganz ungewöhnliches Verständniss, wie ich bald sehen sollte. Pastor von Schlosshof war damals ein Rosenstock, ein alter Herr aus der alten Schule, der sein Amt auffasste, wie etwa ein Domherr des Mittelalters das seinige. Er fand sich mit

seiner Gemeinde so kurz wie irgend möglich ab und lebte im übrigen ganz seiner Kupferstichsammlung, zu der er den Grund einst als Kandidat auf einer Romreise gelegt hatte und deren Vervollständigung und Vermehrung seit vielen Jahren die ganze, verhältnissmässig grosse Einnahme des Junggesellen in Anspruch nahm. Sobald nun Fräulein Marianne von dieser Sammlung gehört hatte, äusserte sie das lebhafteste Verlangen, dieselbe kennen zu lernen. Die Baronin, die mit ihr ins Pastorat fuhr, erzählte uns dann, dass unsere schweigsame Hausgenossin dort sofort äusserst lebhaft geworden sei und den alten Pastor durch ihre Fragen, und durch das feine Verständniss, das in denselben zutage getreten, in das grösste Entzücken versetzt habe. Seitdem fuhr Fräulein Marianne, so oft die Umstände es erlaubten, in das etwa eine halbe Meile entfernte Pastorat.

„An einem Sonntag wollte ich den Pastor von Berghof besuchen, während es Fräulein Marianne wieder zu ihren

Kupferstichen zog. Da nun aber zufällig mehrere Pferde krank, und die übrigen anderweitig beschäftigt waren, so dass nur zwei disponibel blieben, schlug Herr von Einhorn vor, ich solle Fräulein Marianne am Morgen im Pastorat absetzen und sie am Abend wieder von dort abholen. Ich fürchtete, dass sie es unter diesen Umständen vorziehen würde, zu Hause zu bleiben, sie willigte aber ohne weiteres ein.

„Damals merkte ich, dass ich Marianne liebte, von ganzer Seele liebte. Die Aussicht, morgen mit ihr allein über Land zu fahren, bewirkte, dass ich am Abend nicht einschlafen konnte, und lange, lange wach blieb.

„Der Morgen war herrlich. Ein kühler Wind strich über die Stoppeln, an denen die Fäden der Spinnen in allen Regenbogenfarben glänzend hingen, der Himmel war wolkenlos, die Sonne schien warm, ohne doch durch ihre Strahlen irgend zu belästigen. Vom Park her, dessen Baumgruppen in Gelb jeder Art prangten,

erfüllte der Geruch des gefallenen Laubes die frische Luft, man athmete unwillkürlich in tiefen Zügen. Auch die Pferde empfanden den Reiz dieses Morgens, sie wieherten und scharrten ungeduldig. Nun kam Marianne, wir stiegen ein, und der Wagen rollte schnell dahin auf der spiegelglatten Landstrasse.

„O wie schön!“ rief Marianne. Sie sah heute so frisch und sorgenlos aus, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Ihre Wangen waren leicht geröthet, um den halb geöffneten Mund spielte ein freudiges Lächeln.

„Sie sind von anderer Art als ich und Sie werden lächeln, wenn ich Ihnen sage, dass ich zu blöde war, um auch nur ein Wort zu sprechen. So schwieg ich denn, blickte Marianne nur an und nahm das schöne Bild auf mit Sinnen, Herz und Hirn.

„Welch eine Wohlthat“, sprach Marianne, mehr zu sich als zu mir, „endlich einmal dieser dumpfen, weihraucherfüllten Luft entronnen zu sein und nun für eine

Weile in einer Welt leben zu dürfen, in der nicht von Sünde, Strafe, Leiden und Sterben die Rede ist.“

„Ich erschrak. „Fräulein Thorschmidt“, sagte ich, „ist Ihnen wirklich die Ideenwelt, in der wir andern Trost und Stärkung finden im Leben wie im Sterben, eine so durchaus fremde?

„Sie sah mich an mit jenem ruhigen, sinnenden Ausdruck, mit dem sie sonst während des Gottesdienstes den Baron zu betrachten pflegte. „Ja“, erwiderte sie dann, „sie ist mir durchaus fremd. Mehr als das — sie ist mir verhasst. Ist denn dieses Leben nicht schon ohnehin traurig genug, müssen wir es uns auch noch durch die Anschauung verbittern, dass alle Regungen unsers Herzens, alle Triebe unserer Natur sündhaft sind? Dieses Dasein ist doch wahrhaftig schon an sich kaum erträglich, ist da die Vorstellung nicht unleidlich, dass, wenn endlich das Leid ein Ende hat, ein anderes beginnt, und jetzt gar ein endloses? Sie werden mir sagen,

dass jenes endlose Dasein ein Leben der Seligen sein wird, aber Ihre Lehre verkündet ja, dass keineswegs alle in dieses selige Leben eingehen werden. Doch genug davon. Sie sind natürlich so unduldsam wie alle Christen und fühlen sich daher durch meine Worte beleidigt. Ich habe das nicht beabsichtigt. Nein, bitte, antworten Sie mir nicht. Verderben Sie mir und sich nicht die paar frohen Stunden, die wir jetzt geniessen dürfen. Es herrscht ja ringsum Sonntagsstille, Sonntagsfrieden, wollen auch wir sie nicht durch einen Streit entweihen.“

„Es drängte mich, Marianne zu sagen, dass diese Sonntagsstille, dieser Sonntagsfrieden doch ganz und gar nur aus dem Christenthum hervorgegangen waren, aber ich unterdrückte die Worte, die mir auf die Lippen kamen, und schwieg. Es war das vielleicht unrecht, ich fand aber im Augenblick nicht die Kraft, ihrem Gebot zu widersprechen.

„Sie ahnen gar nicht, wie schönen

Stunden ich entgegengehe“, nahm Marianne wieder das Wort. „Der liebe, alte Herr begiebt sich, sobald er mich begrüsst hat, wieder in sein Arbeitszimmer, um an seiner Predigt weiter zu schmieden, und geht dann in die Kirche, ich aber schlüpfe in das Zimmer mit den grossen Mappen und kann mich nun drei Stunden lang in aller Stille an der durch kein Nachdenken gestörten Lebenslust meiner Holländer erfreuen.“

„So sprach sie, sie, die eben noch das Leben als eine unerträgliche Last bezeichnet hatte. Was verträgt sich nicht alles in einem Menschenherzen nebeneinander!

„Man wird nicht müde“, fuhr Marianne fort, „diese holländischen Bauern zu betrachten. Jeder Morgen bringt ihnen ihre bestimmte, einfache Arbeit, der ihre kräftigen Glieder gewachsen sind. Ist diese dann vollendet, so sitzen sie vergnügt vor ihren Häusern, in ihren Schenken, rauchen aus ihren Thonpfeifen und

sehen behaglich dem Tanz der Jungen zu oder tanzen, wenn sie selbst jung sind, vor den Alten. Kein grübelnder Gedanke verdirbt ihnen den Augenblick, kein Zweifel an dem eigenen Können. Wir andern aber, wir Gebildeten, wir führen ein Leben wie Kranke, die die Welt nur in Spiegeln sehen. Ich habe oft bedauert, nicht ein Bauermädchen zu sein. Ich glaube, ich wäre dann gesund und glücklich.“

„Wie Sie reden!“ rief ich.

„Ja, wie ich rede“, wiederholte Marianne, „das klingt Ihnen wohl wunderbar genug. Verzeihen Sie, dass ich von solchen Dingen mit Ihnen spreche, ich weiss selbst nicht, wie es geschah. Es ist sonst wahrhaftig nicht meine Art, andere Leute mit meinen Gedanken und Empfindungen zu behelligen.“

„Ich stotterte betreten, dass ihr Vertrauen mich ehre, sie schüttelte aber den Kopf und meinte, ich solle nur solche Redensarten lassen, sie stünden mir doch schlecht zu Gesicht. Dann fragte sie mich,

ob es mir in Dorpat gefallen habe, und liess sich von dem dortigen Studentenleben erzählen.

„Nur zu schnell war das Pastorat erreicht. Marianne reichte mir die Hand und verliess den Wagen. „Also heute Abend auf Wiedersehen“, sagte sie.

„Ich war an jenem Sonntag ein sehr zerstreuter Gast, denn immer wieder kehrten meine Gedanken zu dem Mädchen zurück, das, von Zweifeln zerrissen, ohne des Glaubens Halt, einsam einen dornichten Pfad wandelte. Ich war in jeder Beziehung froh, als ich endlich aufbrechen konnte, und ich zählte unterwegs die Minuten, bis der Kutscher endlich in den Hof des Pastorates einbog.

„Marianne hatte mich schon erwartet, sie verabschiedete sich nur noch kurz von dem Pastor und dem alten Fräulein, das ihm die Wirthschaft führte, und stieg dann in den Wagen. Nach wenigen Augenblicken waren wir auf der einsamen Landstrasse.

„Es war ein windstiller aber kalter Abend, und die Sterne standen blitzend, schimmernd, leuchtend mit seltener Klarheit am Himmel. Man hörte nichts als das Aufschlagen der Rosshufe auf der harten Landstrasse und das Rollen der Räder. „Fräulein Thorschmidt“, sagte ich, „verzeihen Sie, dass ich noch einmal auf unser Gespräch von heute morgen zurückkomme, aber ich habe den ganzen Tag lang über Ihre Worte nachdenken müssen. Können denn nicht auch wir Gebildeten unserer Aufgabe gerecht werden und uns dann am Abend zufrieden unsers verrichteten Tagewerks freuen?“

„Ich blickte zu Marianne hinüber, aber es war so dunkel, dass ich ihre Gesichtszüge nicht unterscheiden konnte.

„Unterrichten Sie gern?“ fragte sie ihrerseits.

„Ja, sehr gern“, erwiderte ich.

„Dann haben Sie Glück“, war die Antwort. „Wie aber, wenn Sie nicht gern, wenn Sie nur höchst widerwillig unter-

richteten, wenn es Ihnen eine Qual wäre, mit Kindern zu verkehren?“

„Gilt das von Ihnen?“

„Ja.“

„Ich erschrak. „Das ist für Sie freilich ein grosses Unglück. Aber können Sie nicht hoffen, dass es Ihnen mit Gottes Hilfe gelingen wird, sich für einen Beruf zu erwärmen, der so schön, so reich, so lohnend ist wie der eines Lehrers?“

„Marianne schwieg eine Weile. „Nein“, sagte sie dann, „ich kann das nicht hoffen. Und das meinte ich eben heute morgen. Die Arbeit des Landmannes kann niemand anwidern, der nicht gerade arbeitsscheu ist. Sie setzt keinerlei bestimmte Anlagen, keinerlei Neigungen voraus, jeder, der fleissig und gewissenhaft ist, kann sie verrichten und ihren Lohn empfangen. Wie anders stehen wir da! Ein gebildetes Mädchen muss Gouvernante werden, kann gar nichts anderes werden, und doch setzt dieser Beruf gewisse Eigenschaften, gewisse Neigungen voraus, die durchaus nicht

Gemeingut jedes weiblichen Geschöpfes sind. Ich persönlich werde nie Freude daran finden, Kindern die Elementarkenntnisse beizubringen oder zu älteren Mädchen über Thatsachen zu reden, deren wirklichen, ursächlichen Zusammenhang und deren Bedeutung ich ebenso wenig verstehe wie Sie selbst oder irgend ein anderer Mensch.“

„Sie übertreiben doch ein wenig“, wandte ich ein. „Die Lehrerin ist ja doch nicht darauf angewiesen, überall aus dem Eigenen zu schöpfen, es stehen ihr doch zahlreiche Hilfsmittel zu Gebote. Macht sie von diesen in ausreichendem Maasse Gebrauch, so kann sie sehr wohl hoffen, dass es ihr mit Gottes Hülfe gelingen wird, einen Einblick in seine Ordnungen zu gewinnen.“

„Herr Häberle“, erwiderte Marianne, „lassen Sie, wenn wir uns verständigen sollen, ein für allemal Ihren ‚Gott‘ und seine Hülfe aus dem Spiel. Ich bin ihm auf meinem Lebenspfade nie begegnet und

Bayerische Staats-Bibliothek München

wenn ich auf seine Hülfe gewartet hätte, statt mir selbst zu helfen, so wäre ich längst verdorben.“

„Ich war diesmal auf ein solches Verbot besser gefasst als am Morgen. „Nein, Fräulein Thorschmidt“, erwiderte ich, „das werde ich nicht thun. Wie sollte ich meinen Gott verleugnen? Auch ist er Ihnen gewiss allezeit nahe gewesen, wenn Sie ihn auch leider nicht erkannt haben.“

„Ich wartete vergeblich auf eine Antwort. Marianne schwieg.

„Fräulein Marianne“, sagte ich nach einer Weile, „Sie sprachen heute Morgen von der Intoleranz der Christen. Ist es nun tolerant, wenn sie von mir verlangen, ich solle im Gespräch mit Ihnen den verleugnen, der für mich unschuldig in den Tod gegangen ist?“

„Ich will das nicht verlangen“, erwiderte sie, „aber ich finde, dass wir von zu verschiedenen Standpunkten ausgehen, um uns verständigen zu können.“

„Fräulein Marianne“, rief ich, „ist denn

eine Religion, die so verschiedene Menschen wie den Baron, die Baronin und mich ganz und gar erfüllt und uns wahrhaftig doch nicht schlechter macht — ist eine solche Religion es nicht wenigstens werth, dass man ihr näher tritt und sie ernsthaft prüft?“

„Und Sie glauben, dass diese Leute es ernstlich meinen?“

„Gewiss“, rief ich. „Wie kommen Sie nur auf den Gedanken, dass es anders sein könnte? Was sollte wohl diese mit allen Gütern der Welt so reich ausgestatteten Menschen veranlassen, hier, in der Stille ihres Landgutes, zu heucheln?“

„Nun, vielleicht die Erwägung, dass diese Knechtsreligion vorzüglich geeignet ist, Knechte im Gehorsam zu erhalten.“

„Ich war empört. „Fräulein Marianne“, rief ich, „dieser abscheuliche Gedanke kam nicht aus Ihrem edlen und guten Herzen. Wer hat ihn Ihnen eingegeben?“

„Marianne schwieg wieder eine Weile. Dann sagte sie: „Herr Häberle, wir dürfen

solche Gespräche wirklich nicht führen. Sie sehen selbst, dass ich Sie beleidige oder wenigstens verletze, sobald ich den Mund aufthue.“

„Nein“, rief ich, „ganz im Gegentheil. Wir müssen recht oft mit einander sprechen, damit wir uns verstehen lernen. Wir beide haben eine Prüfung nicht zu scheuen, es kommt nur darauf an, dass wir uns wirklich näher treten.“

„Der Wagen hielt vor der Freitreppe. Als wir uns im Vorzimmer verabschiedeten, sagte Marianne: „Wir wollen es versuchen, Herr Häberle“, und reichte mir die Hand. Sie hatte eine grosse, auffallend weisse Hand, mit langen, schmalen Fingern. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich diese Hand hätte festhalten können für's Leben!“

Häberle schwieg, von seinen Empfindungen überwältigt. Ich blickte unwillkürlich auf seine ineinander gefalteten Hände. Es waren kleine, runde, weiche Hände mit kurzen, dicken Fingern, Hände wie die einer starken, älteren Frau. Ich

begriff, dass diese Händchen jene Hand, die Häberle soeben beschrieben hatte, nicht festhalten konnten.

„Seit jenem Abend“, nahm Häberle seine Erzählung wieder auf, „verkehrten wir viel miteinander und das umsomehr, da die Zeit der grossen Jagden eine Menge uns fremder Edelleute ins Haus brachte, so dass — wie alljährlich für diese Periode — unser idyllisches Stillleben ohnehin gestört war. Nie wieder ist mir ein so seltsames Wesen entgegengetreten wie dieses Mädchen. Für alles, was mit dem Verstande nicht erfasst werden kann, fehlte ihr schlechterdings jedes Verständniss. Der Mensch könne nie über den Menschen hinaus, behauptete sie. Nicht Gott habe den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen, sondern die Menschen bildeten sich immer wieder Gott nach ihrem Bilde. Was über dem Menschen, ausser dem Menschen sei, was vor seiner Geburt, was nach seinem Tode geschehe, wüssten wir nicht, würden wir nie wissen. Auch hatte

sie vor dem historisch Gewordenen keinerlei Ehrfurcht, ja sie ging so weit zu behaupten, dass die Geschichte durchaus nur ein Hinderniss des Fortschrittes sei, ein Arsenal, aus dem sich zu allen Zeiten die Bedrücker ihre besten Waffen geholt hätten wider die Unterdrückten. Es erschien ihr durchaus möglich und in hohem Grade wünschenswerth, diese ganze, grosse, bunte Gotteswelt bürgerlicher Ordnungen Stück für Stück abzubrechen und nach einem einheitlichen Plan wieder aufzubauen. Die einzige Periode der Vergangenheit, bei der zu verweilen es sich verlohne, sei die der grossen französischen Revolution.

„Sie können sich denken, mit welchem Staunen und welchem Schrecken ich gewahr wurde, wie hier ein in den einfachsten Verhältnissen aufgewachsenes kurisches Mädchen die verruchten Ideen eines Danton und Robespierre in sich aufgenommen und sich ganz zu eigen gemacht hatte. Und doch war dieses selbe

Mädchen so durchaus offen, wahr, gut und pflichttreu, dass ich sie von ganzer Seele liebte.

„Ich hätte so gern Näheres von Mariannens Jugend und ihren Familienverhältnissen gewusst, aber sie sprach nie von ihnen, und ich fühlte wohl, dass es sich da um sehr traurige Dinge handelte. Ich schwieg daher.

„Marianne setzte unterdessen ihren Verkehr im Pastorat eifrig fort, und auch der Pastor musste an seiner Schülerin viel Freude haben, wenigstens schickte er ihr jetzt auch an den Wochentagen nicht selten seinen Wagen, um sie für den Nachmittag ins Pastorat zu bringen.

„Eines Abends hatte Marianne mir abermals auseinandergesetzt, wieviel naturgemässer doch das Leben der Bauern sei als das unsrige. Am Nachmittag des folgenden Tages hielt wieder der Schlitten des Pastors vor der Treppe, und ich war hinausgegangen, um Marianne fortfahren zu sehen. Wir hatten zum erstenmal

Bahn, und der Schnee lag blendend weiss und kalt über dem Hof und der Landschaft. Während ich auf Marianne wartete, fiel es mir auf, wie gut der Kutscher des Pastors aussah. Als sie kam, fragte ich in französischer Sprache: „Könnten Sie sich denken, die Frau jenes Mannes zu werden?“ Ich lachte dabei und erwartete eine scherzhafte Antwort, Marianne aber blickte mich ernsthaft an und erwiderte: „Wenn er mich liebte, gewiss.“

„Um Gotteswillen, Herr Häberle“, rief ich, „sie hat doch nicht den Kutscher geheirathet?“

Häberle stand auf und ging mit auf den Rücken gelegten Händen auf dem schmalen Raum zwischen den Gräbern ein paarmal auf und nieder. Dann nahm er wieder neben mir Platz und fuhr, ohne meine Frage zu beantworten, in seiner Erzählung fort.

„Ich konnte diesen Ausspruch gar nicht vergessen und so oft ich mir auch versicherte, dass es sich ja nur um den para-

doxen Ausspruch eines dialektisch in die Enge getriebenen Debattirers handeln könne, so blieb doch eine Unruhe in mir, die mich nicht wieder verliess. Sie können sich unmöglich vorstellen, wie schrecklich jene Tage waren. So sehr die Erkenntniss davon mich auch demüthigte und vor mir selbst erniedrigte, so war ich doch eifersüchtig, eifersüchtig auf einen Kutscher! Ich beobachtete den Mann und ich knüpfte, sobald sich die Gelegenheit dazu bot, ein Gespräch mit ihm an. Er mochte etwa einige dreissig Jahre alt sein, und war von mittlerer Statur. Er hatte blondes Haar, ein langes, schmales, bartloses Gesicht mit dem Teint eines Mädchen und grosse hellblaue Augen, die ruhig und verständig in die Welt blickten. Auch sein Sinn war, so weit ich das ermitteln konnte, ein durchaus verständiger. Diese Beobachtung beruhigte mich etwas, denn es liess sich nicht annehmen, dass er auf den Einfall kommen könne, seine Augen zu Marianne zu erheben.

„So vergingen einige Wochen. Dann zeigte mir ein Zwischenfall wieder einmal, wie sehr Marianne unter den Verhältnissen, unter denen sie lebte, litt. Ich ging an einem klaren Wintertage im Park spaziren. Wir hatten in der Nacht Rauchfrost gehabt, und die weiten Anlagen waren in einen Feengarten verwandelt worden, der jetzt, im hellen Sonnenschein, entzückend schön war. Ich hatte mich ganz in den Anblik dieser wunderbaren Bildungen Gottes versenkt und fuhr zusammen, als plötzlich die Kinder durch die Büsche brachen und mich umklammerten.

„Wo kommt ihr her?“ fragte ich, indem ich ihnen die von der Kälte gerötheten Backen streichelte. „Wir sind Marianne davon gelaufen“, berichtete Gella. „Wir gingen mit ihr spaziren und langweilten uns wie gewöhnlich furchtbar. Sie glauben gar nicht, wie furchtbar langweilig Fräulein Marianne ist. Da gewahrten wir Sie. Und nun sehe ich Leo an, und Leo sieht

mich an und dann ging es davon, so schnell uns die Beine trugen.“

„Ich erschrak, denn wenn ich auch wusste, dass die Kinder Marianne nicht liebten, so hatte ich doch bisher nicht geglaubt, dass die Dinge so schlimm ständen. Als ich ihnen vorstellte, dass sie sofort zu Marianne zurück müssten, weigerten sie sich anfangs geradezu. „Wir können sie nicht leiden“, erklärte Leo. „Wenn sie mit uns allein ist, so spricht sie kaum drei Worte und man sieht es ihr an, wie schwer sie selbst die über die Lippen bringt. Nie macht sie einen Scherz, nie lacht sie.“

„Sie ist ja nicht eigentlich unfreundlich“, sagte Gella, „aber auch nie freundlich. Wir haben doch immer das Gefühl, ihr nur zur Last zu sein.“

„Ich redete nun den Kindern ins Gewissen, und sie erklärten sich schliesslich auch bereit, sich von mir wieder zu Marianne führen zu lassen. Wir fanden diese in einer Allee, in der sie in der ihr

eigenen Haltung, mit etwas nach vorn geneigtem Kopf, langsam ihren Weg verfolgte. Als wir noch etwa hundert Schritt hinter ihr waren, riefen die Kinder: „Fräulein Marianne! Fräulein Marianne!“ Marianne blieb stehen und sah sich nach uns um, setzte aber dann ihren Weg fort und zwar mit schnellen Schritten.

„Ich begriff, dass sie nicht eingeholt werden wollte, ich hielt daher die Kinder, die ihr nachlaufen wollten, zurück und schlug mit ihnen einen andern Weg ein. Ich führte sie zu ihrer Rutschbahn, spielte dort so lange mit ihnen, bis sie ihrerseits sich ein Spiel ausgesonnen hatten, das ihnen Freude machte, und eilte dann davon, um Marianne aufzusuchen. Das wurde mir insofern nicht schwer, als ich ihre Spur auf dem frischen Schnee leicht verfolgen konnte. Sie hatte, den Park durchkreuzend, die Landstrasse gewonnen, und ich sah sie auf dieser in der langsamen, zögernden Weise von vorhin weitergehen. Eine dünne Schneeschicht hatte

auch die Strasse weiss gefärbt, überall, so weit das Auge reichte, lag die schimmernde Schneedecke, von der sich nur Mariannens in dunkle Gewänder gehüllte Gestalt abhob.

„Ich eilte, so schnell ich konnte, hinter ihr her. Als ich sie eingeholt hatte, sah ich, dass sie geweint hatte. „Fräulein Marianne“, rief ich, „verzeihen sie den thörichten Kindern, sie wussten nicht, was sie thaten.“

„Marianne schüttelte den Kopf. „Die Kinder thaten ganz recht“, erwiderte sie mit zuckenden Lippen, „was sollen sie auch mit mir anfangen! Ich bin eine schlechte Gouvernante und es ist unrecht, dass ich eine bleibe.“

„Ich redete Marianne in jeder Weise zu, doch die Flinte nicht gleich ins Korn zu werfen und zunächst noch eine Weile zu versuchen, ob es ihr nicht gelingen würde, an ihrem Berufe mehr Freude zu finden als bisher, aber sie schüttelte immer nur den Kopf. „Es wäre gewissenlos,

noch länger ein Amt zu bekleiden, dem ich nicht gewachsen bin“, wiederholte sie.

„Und was dann?“ fragte ich schliesslich.

„Da verlor Marianne für einen Augenblick ihre Selbstbeherrschung. „Ja, was dann!“ rief sie. Sie rief die Worte laut, gellend, und sie klangen wie das, was sie waren, wie der lang verhaltene Schmerzensschrei einer bis zum Tode gequälten Menschenseele. Nie werde ich diese furchtbaren Worte vergessen.“

Häberle sprang wieder auf und wandelte wieder zwischen den Gräbern hin und her. Diesmal schneller und länger als vorher.

„Am Abend“, fuhr er fort, nachdem er sich wieder gesetzt hatte, „nahm mich die Baronin beiseite und theilte mir mit, dass Marianne ihr gekündigt habe. Sie hatte geradezu gesagt, sie habe erkannt, dass sie sich nicht für den Beruf einer Gouvernante eigne. Als die Baronin dann in sie drang, ihr zu sagen, wie sie sich denn ihre Zukunft denke, hatte Marianne

erwidert, sie habe in dieser Beziehung noch keinen definitiven Entschluss gefasst.

„Die Baronin fragte mich schliesslich, ob ich vielleicht näheres über Mariannens Familienverhältnisse wisse. Als ich diese Frage verneint hatte, erklärte die herrliche Frau in ihrer energischen, werkthätigen Weise, dass sie Marianne unter keinen Umständen aus dem Hause lassen würde, ehe sie über ihr ferneres Schicksal Gewissheit habe. „Da mag nun mein lieber Mann sagen, was er will“, schloss sie, und fügte dann, indem eine feine Röthe ihr blasses Gesicht überflog, schnell hinzu: „Ihnen ist das auch recht? Nicht wahr?“

„Ich küsste ihr die Hand, und sie kehrte zu ihrer Gesellschaft zurück.

„In jener Nacht hatte ich einen furchtbaren Traum. Die Baronin, Marianne und ich befanden uns in den Alpen. Es war eine helle Mondnacht, und die schneebedeckten Gipfel der Berge hoben sich deutlich von einander ab, wir aber befanden uns in einem tiefen Thal, in dem

es sehr dunkel war. Der Berg, der sich unmittelbar vor uns erhob, war ebenfalls in der oberen Hälfte beleuchtet, in der unteren dunkel, ich wusste aber, dass sich ein schmaler Pfad an seiner Seite emporwand. Weiter oben war er eine kurze Strecke weit deutlicher zu sehen und er entzog sich dem Auge erst, wo er sich, aufsteigend, hinter dem Berge verlor. Ich wusste, dass Marianne den Pfad suchte, konnte sie aber, obgleich ich mich in ihrer unmittelbaren Nähe befand, nicht sehen. „Ich muss ihn finden“, hörte ich Marianne sagen, „er allein führt zum Glück.“ „Um Gotteswillen“, flüsterte die Baronin neben mir, „halten Sie Marianne zurück. Sie wissen ja —“ Ich wusste in der That, was sie meinte. Dort, wo der Pfad sich scheinbar um den Berg wand, hörte er in Wahrheit an einem jäh abfallenden Abgrund auf. Wer ihn, ohne das zu wissen, verfolgte, musste nothwendig ein furchtbares Ende finden. Ich tastete daher mit entsetzlicher Angst nach Marianne, aber

ich konnte sie nicht finden. Plötzlich hörte ich sie wieder sprechen, diesmal aber aus weit grösserer Entfernung. „Ich Arme“, klagte sie, „ich muss nun ganz allein meinen Weg gehen, und Niemand giebt mir das Geleit, weder Gott noch Menschen, weder Glaube noch Freundschaft, weder Hoffnung noch Erinnerung. Aber nur muthig vorwärts, der Weg ist steil, aber er führt zum Glück.“

„Ich befand mich in einem entsetzlichen Zustande. Ich wollte, ich musste ihr zurufen: „nein, nein, dieser Pfad führt nicht zum Glück, er führt zum Verderben“, aber ich brachte keinen Laut hervor.

„Es war ganz still in der Finsterniss, so dass ich deutlich das Klopfen meines Herzens hören konnte. Sie wird den Pfad nicht finden, dachte ich und athmete erleichtert auf. Da hörte ich plötzlich einen Stein rollen und dann wieder einen. Dann hörte ich es auch knirschen und rutschen, wie wenn Jemand eine mit Steinschutt bedeckte Halde emporsteigt, und das

Geröll giebt unter seinen Tritten nach. Grosser Gott, sie hatte den Pfad gefunden, ihn betreten!

„Herr Häberle“, flüsterte neben mir die Baronin in höchster Angst, „wenn Sie jetzt nicht auch den Pfad finden und sie einholen, so ist sie verloren.“

„Ich fühlte, dass sie recht hatte, aber ich war wie gelähmt und blickte nur voll Entsetzen auf das vom Mond beschienene Stück des Pfades. Und da wurde auch schon Mariannens schwarze Gestalt sichtbar. Sie hatte die Hände auf dem Rücken gekreuzt, den Kopf nach vorn gebeugt und stieg so mit grossen Schritten schnell bergauf.

„Die Baronin klammerte sich mit heftigem Druck an meinen linken Arm, wir beide zitterten wie Espenlaub.

„Dort, wo der Pfad sich verlor, an der verhängnissvollen Stelle, lag es wie ein leichter Nebel, hing es wie ein aus Mondesstrahlen und Nebelwölkchen gewobener Schleier, durchsichtig und doch

verhüllend. Jetzt stand Marianne dicht vor ihm, jetzt schritt sie hindurch und verschwand.

„Wir waren im entscheidenden Augenblick beide in die Kniee gesunken und lauschten mit höchster Anstrengung. Anfangs blieb alles still, dann aber klang es zu uns herüber, wie ein kaum vernehmbarer Schrei, nein, wie dass Echo eines Schreies, der in weiter, weiter Ferne ausgestossen wurde.

„Wir blieben auf den Knieen und beteten für Mariannens Seele, bis der Mond über die Bergwand sah.

„Dann kam der Baron auf uns zu. Er sah kreidebleich aus.

„Tot?“ hauchte die Baronin.

„Ja, tot“, erwiderte der Baron.

„Da that mein Herz so weh, dass ich erwachte.“

Häberle hatte, während er mir von seinem Traum erzählte, seine Hand auf meinen Arm gelegt, nnd ich fühlte, dass der Mann am ganzen Leibe bebte.

„Schonen Sie sich“, bat ich.

Er schüttelte den Kopf. „Am Morgen“, fuhr er fort, „wurde ich wieder zu dem Baron gerufen, und wir beriethen zu dreien, was in Bezug auf Marianne geschehen sollte. Die Einhorns bewiesen jetzt so recht, welch eine Fülle von Herzensgüte und werkthätiger Christenliebe in ihnen lebte. „Sie wissen, Herr Häberle“, sagte der Baron, „dass ich es nur meiner Frau zuliebe duldete, dass Fräulein Thorschmidt die Lehrerin unserer Kinder blieb. Erziehen soll nur der Erzogene. Jetzt aber, wo das junge Mädchen selbst zu der Erkenntniss gelangt ist, dass es sich zur Zeit zur Erzieherin nicht eignet, bin ich weit davon entfernt, sie theilnamlos ihrem Schicksal zu überlassen. Sehe ich recht, so ist das, was sie drückt, der erzieherische Theil ihrer Thätigkeit, es kommt daher darauf an, ihr eine Stellung zu verschaffen, in der dieser zurücktritt. Als Lehrerin an einer grösseren Schule wird sie vielleicht mit

Erfolg und innerer Befriedigung wirken. Nun scheint es aber, als ob ihre Verhältnisse es ihr nicht erlaubten, so lange ohne eine regelmässige Einnahme zu bleiben, bis eine entsprechende Stellung gefunden ist. Sie hat ihr erstes Vierteljahrsgehalt, wie ich zufällig erfuhr, fast abzuglos an ihren Vater geschickt. Ich habe mich nach diesem Vater erkundigt, er ist ein wüster, in jeder Beziehung verkommener, mit Gott und aller Welt zerfallener Mensch. Hier also muss geholfen werden, ich bin aber überzeugt, dass Fräulein Thorschmidt meine Hülfe zurückweisen wird, denn wer anständig aus einer Welt wie die ihres Elternhauses hervorging, der hat fast immer einen krankhaften Stolz. Da müssen Sie mir nun helfen. Sie haben uns ja so oft von Ihrer Freundin Tuch erzählt. Schreiben Sie an die Dame, legen Sie ihr die Verhältnisse offen dar und bitten Sie sie, Fräulein Thorschmidt einen beliebig hohen Vorschuss zur Verfügung zu stellen, mir aber zu gestatten, dass ich ihn that-

sächlich hergebe. Das Eintreten von Frau Tuch liesse sich durch Ihre Korrespondenz mit der Dame hinreichend motiviren."

„Ich wandte dagegen ein, dass, wenn Marianne eine Unterstützung von seiner Seite zurückweisen sollte, sie eine solche doch gewiss noch viel weniger von Frau Tuch annehmen würde, aber der Baron meinte, das sei doch etwas anderes. Marianne hasse ohne Zweifel den Adel und würde vielleicht leichter die dargebotene Hand annehmen, wenn es die einer bürgerlichen Dame sei.

„Ich befand mich während dieses Gespräches in der seltsamsten Lage, denn ich durfte der Angst, die mich erfüllte, durchaus nicht Ausdruck verleihen. Möglicherweise war diese ja auch ganz unnütz, und ich sah nur Gespenster.

„Sie werden sich wundern, dass wir bei allen unseren Erwägungen den Pastor, der doch offenbar in besonders nahen Beziehungen zu Marianne stand, ganz aus dem Spiel liessen, es geschah dies aber

mit gutem Grunde, denn seine Beziehungen zum Herrenhause waren höchst gespannte. Der alte Mann, der sich seine kunstgeschichtlichen Kreise nur höchst ungern kreuzen liess, hatte es dem Baron sehr übelgenommen, dass dieser ihn ein paarmal darauf aufmerksam machte, dass ein Geistlicher schliesslich doch zu anderen Dingen da ist, als um Kupferstiche zu sammeln, und er sah überdies in unsern religiösen Bestrebungen im besten Fall nur pietistische Verirrungen. Der Pastor kam nie auf den Hof, und die Beziehungen wären ganz abgebrochen worden, wenn nicht die Baronin sie nach ihrer vermittelnden Art in der Weise gepflegt hätte, dass sie von Zeit zu Zeit im Pastorat einen Besuch machte.

„Unter diesen Umständen erschien mir der selbstlose Vorschlag des Barons in der That beachtenswerth, ich beschloss aber doch Marianne vorher darüber zu befragen, ob sie glaubte, dass der Unterricht an einer Schule ihr mehr Befriedigung

gewähren würde, als die verhasste Gouvernantenstellung.

„Die Einhorns waren damit einverstanden, sie riethen mir aber, den ganzen Handel mit der grössten Vorsicht zu betreiben. „Gott wird uns diese Täuschungen gewiss verzeihen und alles zu einem guten Ziele hinausführen“, meinte die Baronin.

„Ich forderte Marianne am nächsten Tage auf, mit mir einen Spaziergang zu machen, und sie ging auf meinen Vorschlag ein. Es war ein trüber, nebeliger Tag. Der Rauch, der aus den Schornsteinen drang, stieg nicht zum Himmel empor, sondern wand sich am Dach entlang dem Boden zu, ein feiner Regen hatte die Aeste der Bäume und Sträuche des Schnees beraubt, so dass sie nackt und unschön in die Luft starrten.

„Fräulein Marianne“, sagte ich, „Sie wollen uns verlassen?“ — „Ja“, war die Antwort. „Ich fühle, dass ich meinem Berufe nicht gewachsen bin, da ist es meine Pflicht, ihn aufzugeben.“ — „Sie

meinen den Beruf einer Erzieherin?“ bemerkte ich. — Marianne sah mich verwundert an. „Natürlich“, erwiderte sie. — „Aber Sie wollen Lehrerin bleiben? Nicht wahr, Sie wollen sich eine Stellung an einer Schule zu verschaffen suchen?“ — Marianne schüttelte den Kopf. „Nein“, sagte sie, „ich habe daran nicht gedacht. Es wäre dies ja auch nur ein halber Schritt. Ich würde auch keine gute Lehrerin sein.“ — „Aber wie denken Sie sich denn Ihre Zukunft, Fräulein Marianne? Verzeihen Sie mir mein Fragen, aber Sie wissen ja, wie sehr ich an Ihrem Schicksal theilnehme.

„Marianne schwieg lange und blickte vor sich nieder. Endlich sagte sie: „Erlauben Sie, dass ich Ihnen diese Frage später beantworte, wenn, wenn — ich sie mir selbst zu beantworten weiss.“

„Sie sah mich dabei aus ihren grossen, dunkeln Augen freundlich an und reichte mir die Hand.“

Häberle sprang wieder auf und wischte

sich mit dem Taschentuch den Schweiss von der Stirn. „Ich wusste von Anfang an“, fuhr er fort, „dass meine Liebe eine hoffnungslose war, dass Marianne mich nicht liebte, ich hatte ihr deshalb nie meine Liebe gezeigt, aber in diesem Augenblick verliess mich die Selbstbeherrschung. Ich hielt ihre Hand fest und sagte ihr, dass ich sie über alles liebe und immer lieben würde.

„Sie hörte mich an, bleich und erschreckt, und sie liess mich ausreden, dann aber sagte sie im Tone unbeugsamer Entschlossenheit: „Nein, Herr Häberle, ich wäre keine Frau für Sie, und Sie wären auch kein Mann für mich. Sie verstehen mich im Grunde nicht, und ich verstehe Sie nicht. Ich würde Sie elend, Sie würden mich nicht glücklich machen. Nein, Herr Häberle, daraus kann nie etwas werden.“

„Ich war ausser mir und verlor den letzten Rest meiner Selbstbeherrschung. „Marianne“, rief ich, indem ich mit beiden

Händen ihre Hand ergriff, „wohl, ich will verzichten, aber schwören Sie mir, dass jenes Scherzwort damals auf der Treppe, als der Kutscher des Pastors vor derselben hielt, eben nur ein Scherz war und weiter nichts.“

„Ich sah ihr ins Gesicht, mit ungeheurer Spannung. Ich sah, wie es da seltsam zuckte und arbeitete, aber sie wurde ihrer Bewegung Herr, richtete sich auf und sagte fest: „Nein, Herr Häberle, jenes Wort war kein Scherz. Ich werde jenen Mann, der mich liebt wie Sie, heirathen und ich werde mich bemühen, ihm eine Lebensgefährtin zu werden, wie er sie braucht.“

„Ich liess ihre Hand fahren und eilte davon wie ein Rasender.“

Häberle schwieg und starrte lange vor sich hin. Auch ich schwieg. Was er mir erzählte, war so durchaus unerhört, so ganz unglaublich! Die Kluft, die den Gebildeten von dem Ungebildeten trennt, ist ja überall gross, in dem Kurland jener

Tage aber erschien sie schlechthin unüberschreitbar. Der Mann, dem jenes Mädchen die Hand reichen wollte, verstand wahrscheinlich nicht zu lesen, seine Anschauungen, seine Gewohnheiten konnten mit denen Mariannens durchaus nichts gemein haben. Wenn sie ihn heirathete, verzichtete sie damit auf alle Früchte der Kultur, stieg sie zur untersten sozialen Stufe herab.

„Am Abend", nahm Häberle den Faden seiner Erzählung wieder auf, „schrieb ich einen langen Brief an Marianne und beschwor sie, von ihrem Vorhaben abzustehen. Sie antwortete mir mündlich. Ihr Entschluss sei ein endgültiger, hiess es, doch bat sie mich, ihn Niemand mitzutheilen, und ich versprach ihr das auch nach einigem Zögern.

„Es kamen nun furchtbare Tage, die mich fast um meinen Glauben brachten. Das Gefühl der erlittenen Demüthigung, Eifersucht, vor allem die Sorge um Marianne quälten mich unbeschreiblich.

„Ich musste mich überzeugen, wie mein glücklicher Nebenbuhler selbst über die Dinge dachte, ich ging daher an einem Tage, an dem er, wie ich wusste, Marianne abholen sollte, ihm möglichst weit entgegen und bat ihn dann, indem ich Ermüdung vorschützte, mich in seinen Schlitten aufzunehmen. Sobald ich in diesem sass, fragte ich dann gerade heraus: „Johann, Ihr wollt das gnädige Fräulein heirathen?“

„Ich sah, wie er erschrak, aber er fasste sich schnell.

„Gnädiger Jungherr“, erwiderte er zögernd, „das gnädige Fräulein glaubt, dass es mein Weib wird werden können.“

„Und Ihr liebt das gnädige Fräulein?“

„Er blickte mich an, misstrauisch, vielleicht auch etwas furchtsam, aber er antwortete doch mit einer gewissen Entschlossenheit: „Ja, gnädiger Jungherr!“

„Und wie denkt Ihr Euch Euer künftiges Leben? Wollt Ihr Kutscher bleiben?“

„Er blickte mich wieder misstrauisch an. „Das weiss ich noch nicht“, erwiderte er. „Vielleicht. Vielleicht auch nicht.“

„Johann“, sagte ich entschlossen, „Ihr könnt Euch denken, dass ich nicht eben erfreut war, als ich erfuhr, dass das gnädige Fräulein Euch heirathen will, und zwar schon deshalb nicht, weil ich es selbst von ganzem Herzen liebe, aber da ich jetzt einsehe, dass ich sie doch nicht auf andere Gedanken bringen kann, so möchte ich wenigstens wissen, welchen Weg Ihr zu fahren gedenkt. Ihr könnt mir ganz und gar vertrauen, Johann.“

„Johann hatte die ganze Zeit über das Pferd in scharfem Trabe erhalten, jetzt trieb er es noch mehr an. Es lag ihm daran, unserm Zusammensein ein möglichst schnelles Ende zu bereiten. „Gnädiger Jungherr“, sagte er, „ich kann Ihnen das alles nicht sagen, weil ich es nicht weiss. Darüber wird das gnädige Fräulein selbst bestimmen.“

„Ich war tief niedergeschlagen. Welch ein Glück konnte aus einer solchen Ehe hervorgehen!

„Johann, der mich von Zeit zu Zeit von der Seite anblickte, mochte wohl merken, wie es in mir aussah, seine Beobachtungen flössten ihm jedenfalls ein gewisses Vertrauen ein. Er verhielt das Pferd erst und liess es dann im Schritt gehen. Das Thauwetter, das noch immer anhielt, hatte die Bahn verdorben, und die Schlittenkufen knirschten von Zeit zu Zeit auf dem Kies der Landstrasse.

„Gnädiger Jungherr“, sagte Johann, „ich hätte ja nie solche Sünde gethan und meine Augen zu dem gnädigen Fräulein erhoben, wenn das gnädige Fräulein auch nur ein bischen stolz gewesen wäre. Das gnädige Fräulein aber unterhielt sich immer mit mir, wie wenn ich seinesgleichen gewesen wäre, da habe ich das gnädige Fräulein lieb gewonnen, lieber wie die eigene Seele. Aber wie hätte ich Knecht es wagen sollen zu hoffen, dass

das gnädige Fräulein mich sollte heirathen wollen. Trotzdem hat das gnädige Fräulein mir oft, wenn ich sie abholte, gesagt, dass das Leben von uns gemeinen Bauerleuten ihr lieber sei, als das herrschaftliche. Da wurde ich schon dreister und dachte: Gott kann alles. Wenn es sein Wille ist, so kann auch das gnädige Fräulein mich lieb gewinnen. Da sagte mir das gnädige Fräulein einmal, dass ihr Grossvater doch nur ein Küster und dass ihres Grossvaters Vater auch nur ein Knecht gewesen sei. Da dachte ich: Wenn sie doch nicht aus einem grossen Geschlecht ist, sondern von einfachem Herkommen, da wird es keine allzugrosse Sünde sein, und Gott wird es dir verzeihen, wenn du nach ihr verlangst. Und halten will ich sie ja auch wie meinen Augapfel.“

„Ich schwieg. Was sollte ich auch zu dem allen sagen? Johann erzählte mir nun doch, wie er sich die Zukunft dachte oder vielmehr wie Marianne sich beider Zukunft dachte. Die Stellung im Pastorat

sollte aufgegeben und eine andere als Knecht in einem zum Pastorat gehören-den Bauernhof angenommen werden. Der Schritt vom Vollknecht zum Inhaber eines Bauernhofes war ja damals noch leichter als jetzt, Johann konnte also hoffen, all-mählich ein solcher zu werden und damit wenigstens in die Aristokratie seiner Sphäre einzurücken.“

„Ist es dem Pastor bekannt, dass Ihr das Fräulein heirathen wollt?“ fragte ich schliesslich.

„Ja“, war die Antwort. „Er wollte anfangs nichts davon wissen, als aber das gnädige Fräulein mit ihm sprach, hat er es mir erlaubt.“

„Der Beginn der Weihnachtsferien rückte unterdessen näher und näher. Marianne hatte auf die besorgte Frage der Baronin erklärt, dass sie zunächst ins Pastorat übersiedeln würde, jede weitere Auskunft in Bezug auf ihre Zukunftspläne aber verweigert. So musste auch ich schweigen, so schwer mir das auch wurde.

„Nur zu bald kam dann der Tag, an dem Marianne unsern Kreis für immer verliess. Es war am Nachmittag. Um vier Uhr wollte Marianne aufbrechen. Draussen wirbelte ein arger Schneesturm und verwehte Wege und Stege. Ich stand in meinem Zimmer am Fenster und blickte hinaus in die vor dem Sturm tanzenden Flocken. Die Luft war von ihrem tollen Durcheinander so erfüllt, dass es kaum möglich schien, bei diesem Wetter glücklich ins Pastorat zu gelangen. Wie mancher mochte überhaupt heute den Weg verfehlen und dann irre gehen, bis ihn die Kräfte verliessen und er hinsank zu einem einsamen Tode. Welch ein Bild des Lebens! Und Marianne wollte hinaus in dieses Wetter, in dieses Leben!

„Plötzlich legte sich eine Hand auf meine Schulter. Es war die Mariannens. Ich hatte ihr Klopfen, ihr Eintreten nicht gehört.

„Marianne“, rief ich, „gehen Sie nicht. Sehen Sie hinaus, das da, das ist das

Leben. Wie sollen Sie da Ihren Weg finden!“

„Sie blickte mich an mit dem seltsamen sinnenden Ausdruck, den ich so oft beobachtet hatte, den ich so liebte. „Nein“, sagte sie, „reden Sie mir nicht ab. Ich muss diesen Weg gehen. Ich fühle es, nur so kann ich nützen, befriedigen, Frieden finden. Und nun leben Sie wohl — —“

Häberle wandte sich ab und schwieg lange. „Sie drückte mir die Hand“, fuhr er dann fort, während seine Hände das Taschentuch zu einem Ball zusammenrollten, „und ging. Ich aber warf mich auf mein Bett. Ich habe sie nicht fortfahren sehen, ich habe sie nie wiedergesehen.“

Ich wartete eine Weile auf die Fortsetzung der Erzählung, aber Häberle schwieg. „Und sie heirathete wirklich jenen Menschen?“ fragte ich.

Häberle nickte. „Ich sprach noch an jenem Abend mit den Einhorns, erzählte

ihnen alles und bat sie, auch meinerseits Schlosshof verlassen zu dürfen. Sie willigten ein, und schon am nächsten Tage verliess ich die Stätte, an der ich so reiche, schöne und so entsetzlich qualvolle Tage verlebt hatte.“

„Und was wurde aus Marianne?“

Häberle holte seine Brieftasche hervor und entnahm derselben einen Brief, den er mir schweigend reichte. Der Brief lautete:

„Mein theurer Freund!

Als Sie vor einem Jahr von uns schieden, baten Sie mich, Mariannens nicht eher zu erwähnen, als bis Sie selbst mich um Nachrichten von ihr bäten. Letzteres ist nicht geschehen, trotzdem glaube ich in Ihrem Sinne zu handeln, wenn ich heute Ihren Wunsch nicht berücksichtige. Am Grabe muss jede Selbstsucht schweigen, auch die der Selbsterhaltung. Ja, am Grabe, theurer Freund. Gott weiss, wann das Mass seiner Prüfungen erfüllt ist und er löst dann durch den Tod Bande, aus

denen wir Menschen keinen Ausweg finden. Marianne hat aufgehört zu leben und zu leiden. Heute Nachmittag haben wir sie auf dem Friedhof, der für sie ein rechter Friedhof wurde, bestattet.

O was gäbe ich darum, wenn ich sagen könnte, sie sei als eine Christin, ergeben in den Willen Gottes, gestorben. Aber ich darf Sie nicht belügen, und wir können ja überdies hoffen, dass ihr Geist nun, da er von allen irdischen Fesseln befreit ist, die Wahrheit erkennt und sich reuig dem zuwendet, zu dem Niemand unerhört flehte. Fehlte ihr auch die wahre Erkenntniss, so meinte sie es doch auf ihre Weise gewiss ehrlich. Kam doch nie ein Wort des Spottes über ihre Lippen!

Doch Sie werden Näheres wissen wollen.

Marianne setzte ihren Willen durch und wurde bald nach Weihnachten die Frau jenes Mannes. Sie hat dann fast ein Jahr lang an seiner Seite das Leben eines Knechtsweibes geführt, in des Wortes voller Bedeutung. Der Mann war im

Frühling als Knecht in einen der Bauernhöfe des Pastorates übergesiedelt, und Marianne erfüllte alle Pflichten, welche dem Weibe eines solchen auferlegt sind. Sie erfüllte sie im vollsten Umfange, aber eben das brachte ihr den Tod. Ihr Körper war diesen Anstrengungen nicht gewachsen und schon während der Erntearbeiten entwickelte sich das Leiden, dem sie erliegen sollte.

Ich hatte sie absichtlich zunächst nicht aufgesucht, denn ich fühlte, dass ich ihr jetzt nur lästig fallen konnte, ich behielt sie aber natürlich im Auge und war in Bezug auf sie gut unterrichtet. Sobald ich nun von ihrer Erkrankung hörte, fuhr ich zu ihr. Ich hoffte, dass sie jetzt vielleicht zugänglicher sein würde, allein meine Hoffnung erwies sich als vergeblich. Sie wies nicht nur jede Hülfe, sondern im Grunde auch meine Gesellschaft kurz und entschieden ab. Sie that das, obgleich sie bereits schwer krank und so verändert war, dass ich sie kaum noch

erkannte. So konnte ich denn, so schwer es mir auch wurde, ihr nur durch den Arzt allerlei kleine Erleichterungen zukommen lassen. Erst als sie gestorben war, fuhr ich wieder hin. Ich erfuhr, dass sie in der letzten Zeit noch verschlossener gewesen war als sonst. Auch hatte sie es, wie es scheint absichtlich, so einzurichten gewusst, dass während der Todesstunde Niemand bei ihr war.

Der Mann schien, obgleich er doch gewiss wenig genug von ihr gehabt hatte, sehr betrübt zu sein.

Das Antlitz der Toten trug einen durchaus sanften, friedlichen Ausdruck. Ein Haarlöckchen, das ich von ihrem Haupte schnitt, lege ich hier bei.

Heute Nachmittag haben wir sie begraben. Ich war trotz der heftigen Kälte hingefahren, um ihr das letzte Geleit zu geben.

Die einzige Bestimmung, welche Marianne in Bezug auf ihr Begräbniss getroffen hatte, ging dahin, dass keinerlei

Erinnerungszeichen ihr Grab bezeichnen soll.

Es wird Sie noch interessiren, theurer Freund, dass Marianne keinen Versuch gemacht hat, die Irrlehren, die ihr das Leben verdarben, auf ihre Umgebung zu übertragen. Wir waren in dieser Beziehung Anfangs nicht ohne Sorge.

Leben Sie wohl, mein lieber Herr Häberle. Was ich Ihnen schrieb, wird Ihnen sehr weh thun, aber Sie wissen ja, Gott sei Dank dafür, wo es nie versagende Heilmittel giebt gegen jeden Schmerz.

Gella liegt leider seit vier Wochen an einem geschwollenen Bein darnieder, während Leo noch immer mit seinen Augen zu thun hat. Beide, sowie auch mein lieber Mann grüssen Sie herzlich.

Ihre ganz ergebene
Gella Einhorn.

P. S. Die Rede des Pastors war unglaublich thöricht. Wann wird das Konsistorium endlich ein Einsehen haben und diesem Unfug ein Ende machen? D. O“

Es war nicht ganz leicht den Brief zu lesen, denn die Schrift war an vielen Stellen verwischt. Es mochte manche Thräne darauf gefallen sein. Häberle hatte den Brief offenbar, seit er ihn empfing, immer mit sich geführt.

Häberle that den Brief wieder in die Brieftasche.

„Wollen wir gehen?“ fragte er.

„Ich verstehe, dass Ihnen später nichts mehr daran liegen konnte, sich eine selbstständige Stellung zu erringen“, sagte ich, indem ich mich erhob.

Häberle nickte.

Es war bisher ganz still gewesen in der Natur, jetzt zum erstenmal bewegte ein sanfter Windhauch die Wipfel der Föhren. Es klang fast wie ein Seufzer.

* * *

Am andern Morgen verliess ich Behrsen und im Herbst ging ich nach Deutschland, wo über der Fülle neuer Eindrücke das Bild Häberles nur zu schnell aus meinem

Gedächtniss verschwand. Die Jugend lebt der Gegenwart, nicht der Erinnerung. Ich fürchte, dass ich in den vier Jahren, die ich fern von der Heimath verbrachte, auch nicht ein einziges Mal an Häberle gedacht habe. Ich wurde aber gleich in den ersten Tagen nach meiner Rückkehr an ihn erinnert. Als ich nämlich, um ein Bad zu nehmen, in die unter dem Scherznamen „die Pumpe“ bekannte Badeanstalt trat, fand ich dort unter andern auch Christoph Tuch. Wir schwammen zusammen über den Fluss und plauderten von diesem und jenem. Als wir uns am andern Ufer, bis zum halben Leibe im Wasser stehend, ein wenig ausruhten, schlug Christoph ein paarmal die Arme über der Brust zusammen. Diese Bewegung brachte mir plötzlich, ich weiss selbst nicht recht wodurch, jene Stunde ins Gedächtniss, in der sie Häberle mit dem Regenwurm neckten, und damit stand auch sein Gesammtbild wieder vor mir.

„Was ist aus Häberle geworden?“ fragte ich.

„Aus dem alten Jungherrn? O, der ist seit zwei Jahren tot. Sein Abscheiden ging uns allen sehr nahe. Er war eine liebe alte Haut!“

Damit warf Christoph sich wieder in die aufrauschende Fluth, und wir schwammen zurück. Vor uns tanzten überall Köpfe über dem Wasser, Köpfe von alten Freunden und lustigen Gesellen. Dazu war das Wasser so warm, der Himmel so blau und die Sonne schien so hell! Und endlich, ich war zweiundzwanzig Jahre alt! Es war kein Augenblick darnach, eines Toten zu gedenken.

Erst viel später habe ich in einsamen Abendstunden oft des alten Jungherrn gedacht und seiner Liebe.

KÄTHCHEN HORTENSIUS.

Ich verbrachte die Zeit von meinem neunten bis zu meinem sechzehnten Jahre im Hause eines meiner Onkel, der Pastor in Ulmenhof war. Das Pastorat Ulmenhof liegt in Kurland, am rechten Ufer der Semgaller Aa, etwa eine Viertelwegstunde unterhalb der gleichnamigen Domäne.

Dem Gute Ulmenhof gegenüber liegt eine andere, viel kleinere Domäne, namens Inzau, und diese beiden Höfe bildeten die einzige Nachbarschaft des Pastorates, denn die zahlreichen Bauernhöfe, die weithin

das Land bedecken und die kirchliche Gemeinde Ulmenhof bilden, gehörten damals zu verhältnissmässig weitab liegenden Gütern, deren Besitzer noch dazu auf anderen Herrschaften residirten. Unglücklicherweise waren nun die beiden oben genannten Güter während der ersten Jahre, die ich im Pastorat verbrachte, in den Händen von Bauern und kamen daher gesellschaftlich nicht in Frage. Infolgedessen waren wir in bezug auf den Verkehr ganz auf die doch immerhin mehrere Meilen entfernte Stadt angewiesen. Mein Onkel und meine Tante litten freilich unter diesem Umstande nicht allzusehr, denn sie waren von Natur wenig gesellig und hatten sich im Laufe der Jahre an ihre Einsamkeit inmitten so vieler menschlicher Wohnstätten ganz gewöhnt. Mein Onkel war nicht nur ein eifriger, sondern auch ein gelehrter Landwirth, und meine Tante war passionirte Gärtnerin, beide aber hatten in keiner Weise das Bedürfniss, ihre Leistungen, die sehr hervor-

ragend waren, von anderen Leuten bewundert zu sehen. Es genügte ihnen das Bewusstsein, dass sie den umwohnenden Bauern in bezug auf Feld und Garten mit dem besten Beispiele vorangingen, und dass sie dieselben bei der Einführung des Kleebaues, beziehungsweise bei der Anlage von Obstgärten mit Rath und That unterstützen konnten. Auch meine beiden Vetter waren von der Wiege ab an diese Einsamkeit gewöhnt und fanden sie daher ganz in der Ordnung. Umsomehr litten unser Lehrer und ich unter ihr. Der erstere, ein hübscher, junger Fant, der voll ästhetischer Neigungen steckte, vorzüglich deklamirte und vortrefflich sang, war in der That in Ulmenhof eigentlich nicht an seinem Platze und wurde dort, wie ich glaube, nur durch ein sehr hohes Gehalt festgehalten. Ich meinerseits kam aus der Stadt, aus einem grossen, munteren Familien- und Bekanntenkreise.

Man kann sich daher denken, wie der Herr Candidat und ich die Ohren spitzten,

als mein Onkel eines Mittags meiner Tante mittheilte, dass der Pächter von Inzau das Gut an Adolf Hortensius abgetreten habe, und dass zu Georgi Hortensius und seine Enkelin auf dasselbe übersiedeln würden.

„Ist das der Dorotheenhöfsche Hortensius?“ fragte meine Tante.

„Ja“, war die Antwort. „Ich habe schon seit längerer Zeit gehört, dass er sich auf Dorotheenhof nicht würde halten können. Für Inzau reicht sein Kapital vielleicht aus.“

„Ist die Enkelin schon erwachsen?“ fragte der Candidat, und seine Augen leuchteten.

„Ja, sie soll siebzehn Jahre alt sein.“

„War ihr Vater oder war ihre Mutter ein Kind des Dorotheenhöfschen?“

„Der Vater. Er hat es seinerzeit ebensowenig zu etwas bringen können, wie der Alte selbst, und sich ebenso wie dieser in allen möglichen Sätteln versucht, ohne je von der Stelle zu kommen. Es ist sehr

zu beklagen, dass eine so alte und so verdiente Familie so enden muss.“

„Sind sie nicht auch mit uns verwandt?“ fragte meine Tante.

„Allerdings. Deine und meine Urgrossmutter war eine geborene Hortensius, Eleonore Hortensius, die dritte Tochter von Christian Hortensius, Pastor zu Durben. Die älteste Tochter, Dorothea, heirathete einen Rossberg, und die zweite, Margarete, einen Holm. Daher schreibt sich unsere Verwandtschaft mit den Rossbergs und den Holms.“

„Der Vater des jungen Mädchen ist tot?“ fragte der Candidat.

„Ja. Der Vater und die Mutter.“

„Was für eine Geborene war die Mutter?“

„Das weiss ich nicht. Sie war, wie ich glaube, von gemeiner Herkunft, und die Ehe wurde gegen den Wunsch des alten Hortensius geschlossen.“

Damit hob mein Onkel die Tafel auf. Von da ab bis zu Georgi verbrachten

mein Lehrer und ich unsere Mussestunden zum guten Theil damit, uns ein Bild von Fräulein Hortensius zu entwerfen und es mit allen Reizen auszuschmücken. In bezug auf den Herrn Candidaten ist das ja freilich nur eine Vermuthung, aber sie ist gewiss keine irrige. Wie wäre er sonst darauf gekommen, sich schon Ende März zwei neue Sommeranzüge aus der Stadt mitzubringen? Auch hing es wohl zweifellos mit Fräulein Hortensius zusammen, dass er jetzt statt des sonst üblichen: „Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand“ ein sentimentales Lied sang, das mit den Worten begann: „Drei Wünsche hegt' ich im liebenden Herzen.“ Ich meinestheils zog mir dadurch eine lange Strafarbeit zu, dass ich Raphael Kühner's lateinische Grammatik mit weiblichen Köpfen, die ein ausgesprochen griechisches Profil hatten, verzierte.

Endlich kam der heissersehnte Georgitag, und wir erfuhren am Abend desselben von den Dienstboten, dass die neue Herr-

schaft in Inzau eingetroffen sei. Wir machten uns infolgedessen am folgenden Tage noch mehr als sonst am Flusse zu schaffen, konnten aber in Inzau nichts gewahren als ein paar Pferde, und diese waren die jammervollsten Mähren, die unsere Augen je gesehen hatten. Immerhin musste uns schon der nächste Tag den Anblick von Fräulein Hortensius bringen, denn er war ein Sonntag, und man konnte mit Gewissheit annehmen, dass die neuen Inzauschen die Kirche besuchen würden.

Am Sonntagmorgen war jeder von uns bemüht, sich ein möglichst vortheilhaftes Aussehen zu geben. Ein Haarwirbel am Hinterkopfe machte mir in dieser Beziehung am meisten zu schaffen, denn so sehr ich diesem abscheulichen Büschel auch mit Oel, Kamm und Bürste zu Leibe ging, so erhob er sich doch immer wieder und verdarb mir den Scheitel. Während dieses Kampfes, der natürlich vor dem Spiegel ausgefochten wurde, machte ich noch eine

andere, mich höchst peinlich berührende Entdeckung, die nämlich, dass ich nichts weniger als hübsch war und in diesem Punkte eine Concurrenz mit meinen Vettern durchaus nicht aushalten konnte. Und wie wurde mir erst, als der Herr Candidat sein Zimmer verliess, angethan mit einem Rock, der auf den Schultern zwei Finger breite Puffen hatte, einer blau und weiss karirten, von einer goldenen Busennadel zusammengehaltenen Crawatte, und Beinkleidern, die um das Knie eng, unten drei Viertel des Fusses bedeckten.

Ich war auf der Fahrt zur Kirche sehr kleinlaut, dachte aber trotzdem während des ersten Liedes nur an die Inzauschen und sah mich unter allerlei Vorwänden so oft als möglich nach der Kirchenthür um. Endlich kamen die Erwarteten. Der alte Hortensius war ein grosser, sehr schlanker Mann. Obgleich er in keiner Weise an den Typus des kurländischen Adels erinnerte, hatte die ganze Erscheinung doch etwas entschieden Vornehmes.

So oft mir später das Goethe'sche: „Sie scheinen mir aus einem edlen Haus; sie sehen stolz und unzufrieden aus“ einfiel, musste ich an den alten Hortensius denken. Auch sein Anzug erhob, obgleich er schäbig war, doch gewisse Ansprüche auf Eleganz. Da sein rechtes Bein steif war, stützte er sich mit der Rechten auf einen Krückstock, während die Linke in dem Arme seiner Enkelin ruhte. Ja, diese Enkelin! Ich habe in meinem späteren Leben manche berühmte Schönheit gesehen, aber nie wieder ein Weib, das sich in Bezug auf sein Aussehen mit diesem Mädchen hätte vergleichen können. Gross und kräftig gebaut, waren ihre Glieder doch von vollendetem Ebenmass. Sie hatte reiches, aschblondes Haar, das in zwei breiten Flechten um ihren Hinterkopf geschlungen war, einen unerhört weissen, zarten Teint und so blaue Augen, wie man sie sonst nur bei kleinen Kindern findet. Das liebliche Oval des Gesichtes, die feingeschnittene Nase und der kleine

rothe Mund bildeten ein entzückendes Ganzes.

Als sie jetzt an der Seite ihres finster blickenden Grossvaters den grossen Gang in der Mitte der Kirche heraufschritt, kam und ging das Blut auf ihren Wangen. Sie wusste offenbar nicht recht, ob sie sich auf die Frauenseite begeben oder bei dem alten Herrn bleiben sollte, schliesslich nahm sie aber doch neben letzterem, auf der Bank unmittelbar vor uns Platz.

Ich erinnere mich noch lebhaft, in welche Aufregung diese Nachbarschaft mich versetzte. Ich hoffe, dass ich nie wieder einem Gottesdienste so zerstreut beiwohnte.

Nach Schluss desselben gingen Herr Hortensius und seine Enkelin auf meinen Onkel und meine Tante zu und stellten sich ihnen als Nachbarn und Verwandte vor. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir, dass Fräulein Hortensius Käthchen hiess.

Als die Begrüssung mit den Er-

wachsenen vorüber war, reichte Käthchen auch jedem von uns Knaben ihre grosse, schön geformte Hand. „Auf gute Nachbarschaft, Vetter“, sagte sie lächelnd und zeigte dabei die lieblichsten Grübchen.

Entzückt, wie wir waren, bemühten wir uns draussen, dem alten Herrn in den Wagen zu helfen, aber er wies unsere Hülfe zurück und stützte sich nur auf seine Enkelin. Indem er sich in den Wagen hob, blieb ein Knopfloch seines Mantels in dem Haken, an welchem das Spritzleder befestigt wird, hängen und zerriss. Obgleich nun Käthchen an diesem Unfall ganz unschuldig war, fuhr der Grossvater sie doch heftig an. „So sieh dich doch vor“, schrie er zornig.

Käthchen erröthete über und über, erwiderte aber kein Wort.

Da die Inzauschen aufgefordert worden waren, im Pastorat zu Mittag zu essen, fanden wir uns dort wieder zusammen. Die Unterhaltung während der Mahlzeit war nicht allzu belebt, denn der alte

Hortensius sprach nur wenig, und auch Käthchen verhielt sich den lebhaften Mittheilungen des Candidaten gegenüber durchaus passiv. Sie war offenbar nur wenig an geselligen Verkehr gewöhnt, denn sie erröthete, sobald jemand sich mit einer Frage an sie wandte. Sehr unangenehm berührte uns alle der unhöfliche und nichtachtende Ton, in welchem der Grossvater mit seiner Enkelin sprach. Als meine Tante beim Aufbruch der Gäste die Bemerkung machte, dass Käthchens dünner Mantel sie nur sehr ungenügend vor dem Ostwinde schützen könne, und in sie drang, ein Tuch mitzunehmen, rief der alte Herr ungeduldig: „Lassen Sie sie doch nur, gnädige Frau. Sie ist mir ohnehin nur zu sehr verwöhnt.“

„Das kann ich nicht finden“, meinte meine Tante.

„Sie kennen sie eben noch nicht genug“, war die Antwort.

Als der Wagen aus dem Thore rollte, bemerkte meine Tante: „Das arme Mäd-

chen scheint mir auch nicht auf Rosen gebettet zu sein.“

Mein Onkel zuckte die Achseln: „Nichts ist schärfer und eckiger“, erwiderte er, „als ein Mann aus guter Familie, der nichts Rechtes geworden ist.“

Oben aber, im Lehrer- und im Schülerzimmer, brannten die Herzen lichterloh. Der Candidat sang die „Drei Wünsche“ heute Abend wohl ein halbes Dutzend Mal nacheinander, und wir drei dachten auch an nichts anderes als an Käthchen Hortensius. Ich glaubte zu wissen, dass der Grossvater sie arg misshandelte, und ich empfand ein so tiefes Mitleid mit ihr, dass ich am Abend lange nicht einschlafen konnte. Meinen Vettern erging es wohl nicht viel anders, wenigstens sagte Robert etwa eine halbe Stunde, nachdem das Licht ausgelöscht war, plötzlich: „Ist das Mädchen aber schön!“ und Emil erwiderte eine halbe Stunde später auf meine besorgte Frage, ob er Schmerzen halber so kläglich stöhne: „Nein, aber

ich bin furchtbar verliebt in Käthchen Hortensius.“

Der Verkehr mit den Nachbarn in Inzau kam nur sehr langsam in Gang. Wohl erwiderten die Unsrigen den Besuch, aber die Hortensius liessen sich lange nicht wieder im Pastorat blicken, und mein Onkel und meine Tante schienen ihr Ausbleiben nicht gerade zu bedauern. Der Candidat erzählte uns in einer mittheilsamen Stunde, dass der alte Herr nichts weniger als liebenswürdig gegen seine Gäste gewesen sei, und er fügte hinzu, dass es in Inzau keineswegs wohnlich aussähe. „Der Alte muss sehr arm oder sehr geizig sein“, hiess es zum Schluss.

Diese Alternative drängte sich auch uns auf, wenn wir die jammervollen Inzauschen Ackerpferde oder die halbverhungerten Rinder betrachteten. Dazu stimmten übrigens auch die Berichte der Dienstboten. In Inzau war Schmalhans in ganz unerhörter Weise Küchenmeister. Die dortigen Leute sollten ferner nicht

genug davon zu erzählen wissen, wie unfreundlich der Alte seine Enkelin behandelte.

Unter diesen Umständen erlosch das Interesse für die schöne Nachbarin in den Herzen meiner Vetter fast so schnell wie es gekommen war. Sie erklärten die Hortensius für „Knoten“ und wandten ihre Theilnahme ausschliesslich den Krebsen zu, deren Fang mit dem ersten Monat ohne „r“ begonnen hatte. Der Candidat machte noch einen Besuch in Inzau, bekam dort aber nur den alten Herrn zu Gesicht und wandte in Folge dessen — durch und durch windig wie er war — seine Aufmerksamkeit wieder ganz einer in Bauske lebenden Cousine zu, einer jungen Dame, deren Gesicht, nach ihrem Daguerreotyp zu schliessen, einen ausgesprochen japanesischen Typus haben musste. Nur in meinem Herzen sass der Pfeil tief und fest. Das Bild des schönen Mädchen stand vor mir, wo ich ging und stand, und der Umstand, dass ihr Gross-

vater so unfreundlich mit ihr umging, erfüllte mich mit tiefem Mitleid. In einsamen Stunden gaukelte mir meine Phantasie entzückende Bilder vor. Ich wurde nach ganz unerhört schnellem Studium Pastor und führte Käthchen heim auf das trauliche Pastorat. Dort sammelten wir feurige Kohlen auf das Haupt des harten Grosspapa, indem wir ihm in unserm Hause ein höchst behagliches Dasein bereiteten.

So berauschend diese Bilder auch waren, so konnten sie mich doch für die traurige Gegenwart nicht entschädigen. Käthchen war und blieb nämlich durchaus unsichtbar. Ich umschwärmte nicht nur vergeblich zu Boot und zu Fuss den Hof, nein, die Hortensius liessen sich auch nicht einmal mehr in der Kirche blicken. Hätte ich es nicht besser gewusst, so hätte ich annehmen müssen, die Episode Hortensius sei nur ein Traum gewesen, und Inzau würde noch von seinen früheren Insassen bewohnt.

So vergingen Mai und Juni und die Sommerferien, in die mich Käthchens Bild begleitete. Erst nach Ablauf der letzteren war es mir vergönnt, mich dem Original wieder zu nähern, da mein Onkel mich eines Nachmittags mit einem Briefe nach Inzau schickte.

Nie machte sich ein Bote froheren Herzens auf den Weg. Es war ein warmer, schöner Augusttag. Auf den Feldern war überall die Ernte im Gange, auf den Wiesen weideten die Rinderherden. Ich ging am Flusse entlang, bis ich ein Boot fand, und setzte dann über denselben. Noch ein paar hundert Schritte und ich befand mich im Garten von Inzau.

Der Vorgänger des derzeitigen Pächters hatte keinen Sinn für Aesthetik gehabt, aber er hatte unter dem Einflusse meiner Tante an die Stelle des Parkes, den er umhieb, einen Obstgarten treten lassen. Jetzt waren alle Zweige voll von Aepfeln, Birnen und Pflaumen, von denen von Zeit zu Zeit eine frühreife Frucht in das Gewirr

von Gräsern und Nesseln herabfiel, das die Bäume rings umgab. In der Giebelseite des Wohnhauses, die auf den Garten hinausging, waren alle Fenster geöffnet, und der Zugwind spielte in einem derselben mit weissen Vorhängen. Ich dachte mir, dass dort Käthchens Schlafzimmer sein müsse.

An der Ecke des Hauses führte eine nur in einer Angel hängende Zaunthür in den Hof, der ganz so menschenleer war wie der Garten. Nicht einmal ein Hund liess sich sehen oder hören. Offenbar war alles, was in Inzau lebte, hinausgezogen auf die Felder zur Erntearbeit.

Das Wohnhaus sah alt und verfallen aus. Vor der Hausthür befand sich eine kleine Veranda, deren Dach auf einer dünnen Holzsäule ruhte, und hier wiesen ein paar rohe Holzbänke darauf hin, dass diese Stätte bewohnt war.

In dem Flur, aus dem eine leiterartige Treppe zu einem viereckigen Loche in der Decke emporführte, war es dunkel und

kühl. Ich klopfte erst an der Thür, die nach links, dann an der, die nach rechts hin führte, aber es blieb alles still. Nun klinkte ich die Thür auf und betrat ein saalartiges, weissgetünchtes Zimmer, offenbar das Wohnzimmer. Hier standen ein Sopha und einige gepolsterte Stühle an den Wänden entlang, und vor das Sopha hatte man einen sehr grossen runden Tisch gestellt. Sopha und Stühle waren mit schwarzem Glanzleder, welches bereits vielfach abgesprungen war, überzogen. Der Fussboden bestand aus roh gehobelten, ungestrichenen Brettern, die Querbalken der Decke waren dagegen weiss getüncht.

Ich kehrte auf den Flur zurück und öffnete die andere Thür. Wieder ein grosses, weiss getünchtes Zimmer. An dem einen Fenster stand ein viereckiger Tisch aus unpolirtem Fichtenholz, der durch ein plumpes Tintenfass, mehrere Tintenflecke und einen Packen groben Löschpapiers in Gross-Oktav als Schreibtisch gekennzeichnet war. Ein Stuhl mit

Schilfsitz vor dem Tische und zwei andere mit Brettersitzen an der Wand vollendeten die Einrichtung. An der einen Wand hingen zwei Fliegenklappen, ein Kalender in Gross-Quart, eine einläufige Jagdflinte, eine Jagdtasche aus Seehundsfell, ein paar Lockpfeifen und eine Hundepeitsche.

Das Zimmer hatte noch eine andere Thür, ich hielt aber jedes weitere Vordringen für überflüssig und war eben im Begriff, mich zurückzuziehen, als eine scharfe Stimme: „Störst du mich schon wieder?“ rief und gleich darauf der alte Hortensius ins Zimmer trat. Ich hatte ihn offenbar im Mittagsschlafe gestört, wenigstens befand er sich im tiefsten Negligee. „Wer sind Sie? Was wollen Sie hier?“ herrschte er mich an.

Die grobe Anrede bewirkte, dass ich, obgleich mir das Herz mächtig schlug, doch nicht verlegen wurde. Der Mann da vor mir war ja offenbar in der That ein „Knote“, und ein solcher kann nicht beleidigen. Ich nannte meinen Namen

und bemerkte kaltblütig, dass ich nicht zu meinem Vergnügen hier sei, sondern dass mein Onkel, der Herr Pastor, mich beauftragt habe, ihm ein Schreiben zu überbringen.

Der alte Herr erröthete jetzt über und über. „Verzeihen Sie, dass ich Sie nicht erkannte“, sagte er, indem er mir die Hand reichte. „Darf ich Sie bitten, einen Augenblick Platz zu nehmen?“

Damit zog er sich zurück. Während er im Nebenzimmer hin- und herging, stellte ich mich ans Fenster und blickte hinaus auf den Hof. In die eine Fensterscheibe hatte wohl schon vor vielen Jahren einst eine Kinderhand schief und krumm die Worte geritzt: „Johann, spann an, drei Katzen voran.“

Der alte Hortensius kehrte jetzt zu mir zurück, diesmal in Stiefeln und Beinkleidern und in einem langen, von oben bis unten zugeknöpften Sommerpaletot mit neuem Sammtkragen. Ich überreichte ihm den Brief meines Onkels, und wir

nahmen Platz. Der Alte entnahm einem Schubfache des Tisches eine Brille, setzte sie auf und las den Brief aufmerksam durch. Dann wandte er sich wieder zu mir: „Ich möchte den Brief gleich beantworten, lieber Vetter“, sagte er, „aber es wird das, wie ich fürchte, eine Weile währen, und da Käthe natürlich wieder nicht da ist, wenn man sie braucht, so weiss ich nicht recht, wie Sie sich unterdessen unterhalten werden. Haben Sie vielleicht Interesse für Familiengeschichte?“

„Gewiss“, erwiderte ich, „aber ich bitte Sie, sich durch mich in keiner Weise geniren zu lassen.“

„O bitte, bitte“, war die Antwort. „Ich habe mancherlei, was anzusehen Ihnen vielleicht Spass macht.“

Der Alte forderte mich nun auf, ihm in das Nebenzimmer zu folgen, und entnahm dort einer altmodischen, mit vielen Messingplättchen beschlagenen Kommode einige jener Albums, die man in dem vorigen und vorvorigen Jahrhundert als

Student zu führen pflegte. Diese Bücher, deren Besitzer in Jena, Rostock und Königsberg studirt hatten, waren in der That in hohem Grade geeignet, mich zu interessiren, denn sie enthielten die Namen fast aller mir verwandten oder befreundeten Familien. Ich vertiefte mich denn auch so in diese Lectüre, dass ich erschrak, als der Alte, der mich mittlerweile verlassen hatte, mit dem Brief in der Hand wieder in der Thür erschien.

Mein Eifer erregte übrigens sichtlich das höchste Wohlgefallen. Hortensius setzte sich neben mich und machte mich auf die Seiten aufmerksam, auf denen sich meine directen Vorfahren einst verewigt hatten. Er hatte meine längst verstorbenen Grossväter noch gekannt und wusste mancherlei Interessantes von ihnen zu berichten. Daran knüpfte sich dann von selbst anderes, und ich bemerkte mit Erstaunen, dass der für gewöhnlich so schweigsame alte Herr unter Umständen so amüsant zu erzählen wusste, wie nur

irgend einer meiner Landsleute. Erst der Umstand, dass es auf dem Hofe lebendig wurde, erinnerte mich daran, dass ich aufbrechen musste. „Wir haben wahrhaftig ein paar Stunden verschwatzt“, rief Hortensius, „aber da Sie, wie ich sehe, historischen Sinn haben, werden Sie das hoffentlich nicht allzusehr bedauern. Sie müssen übrigens nächstens einmal wiederkommen, denn Sie haben das Beste noch gar nicht gesehen. Mein Grossvater, der Pastor in Frauenburg war, hat eine Chronik hinterlassen. Das ist etwas für Sie.“

Der Alte gab mir, indem er sich auf meinen Arm stützte, noch bis zur Thür das Geleit und entliess mich dann mit der Bemerkung: „Wenn Sie nächstens wiederkommen, sollen Sie auch eine Tasse Kaffee erhalten. Entschuldigen Sie, dass es nicht schon heute geschah, aber ich bin ja ein einsamer, alter Mann, und Käthe denkt nur an sich.“

Ich muss bekennen, dass ich über den Albums und dem Geplauder des alten

Herrn Käthchen ganz vergessen hatte, immerhin hätte es dieser unfreundlichen Mahnung nicht bedurft, um sie mir wieder ins Gedächtniss zurückzurufen. Ich war fest entschlossen, Inzau nicht zu verlassen, ohne Käthchen wiedergesehen zu haben. Wo aber konnte sie weilen, als auf dem Felde? Das bestätigte mir denn auch ein Weib, das ich nach dem Fräulein fragte.

„Das gnädige Fräulein“, erwiderte die Frau, indem sie die Harke von der Schulter nahm und sich mit beiden Händen auf sie stützte, „das gnädige Fräulein arbeitet bei der Scheune am Teich. Sie sind wohl einer von des Pastors Jungherren?“

„Ja. Warum?“

Die Frau sah sich erst vorsichtig um. „Jungherr“, flüsterte sie dann, „habt Ihr je gehört, dass ein Fräulein auf dem Felde arbeitet wie unsereiner?“

„Das Fräulein arbeitet doch wohl nur zum Scherz mit?“ erwiderte ich.

„Wenn das der Fall wäre, so liesse sich ja nichts dagegen sagen“, war die

Antwort, „aber der alte Teufel lässt das Fräulein arbeiten wie eine Magd. Ist das nicht eine grosse Sünde? Guten Abend, Jungherr.“

Damit schulterte das Weib die Harke wieder und ging seines Weges.

Die Scheune lag fern ab vom Flusse an der anderen Seite der Felder. Als ich sie erreichte, verschwand eben das letzte Fuder im Thor, und die Arbeiter schickten sich an, in dem leeren Wagen auf den Hof zurückzukehren. Auch die Frauen, die auf dem Felde gearbeitet hatten, setzten sich gegen die Scheune hin in Bewegung. Die letzte unter ihnen war Käthchen. Sie hatte einen breitkrämpigen Strohhut auf und trug ein Kleid von grober, gelber Leinwand. Als ich sie begrüsste, reichte sie mir ihre Hand und lächelte mir freundlich zu. „Siehe da, ein Vetter“, sagte sie. „Was führt Sie hierher?“ Ich erwiderte, dass ich einen Brief für ihren Grossvater gebracht, und dass ich Inzau nicht hätte verlassen können,

ohne ihr einen guten Abend geboten zu haben.

Käthchen übergab ihre Harke einem der Weiber, und wir setzten uns langsam gegen den Hof hin in Bewegung. Die Sonne war bereits untergegangen, aber das Abendroth brannte noch hell am westlichen Himmel. Vom Feldwege her klang das Rasseln und Stossen der Räder in den tiefen Geleisen zu uns herüber, und wir hörten die Arbeiter lachen und scherzen. „Ich fürchte, dass mein Grossvater Sie nicht allzu freundlich empfangen haben wird“, sagte Käthchen. „Sie dürfen ihm das nicht übelnehmen, denn er ist ein alter Mann und hat im Leben viel Unglück gehabt. Das aber soll ja die Menschen hart machen.“

Ich beruhigte Käthchen und erzählte ihr, wie es mir ergangen war. „Da haben Sie Glück gehabt“, meinte sie. „Grossvater ist nur sehr selten in mittheilsamer Stimmung. Mir gegenüber eigentlich nie.“ Käthchen seufzte.

„Wie kommt das?“ fragte ich.

Käthchen zuckte die Achseln. „Das weiss ich nicht“, erwiderte sie. „Vielleicht trägt er es mir nach, dass ich ein Mädchen bin, vielleicht liegt es aber auch an mir, dass er nur so selten mit mir zufrieden sein kann. Wer kennt sich selbst?“

„Cousine“, sagte ich zögernd, „Ihr Grossvater schien unzufrieden damit zu sein, dass Sie nicht zu Hause waren.“

Käthchen erröthete. „Wahrscheinlich“, erwiderte sie, „obgleich er selbst mich nach dem Essen auf das Feld schickte, damit ich dort, wie er sich ausdrückte, den Leuten zeige, dass die Herrschaften auch zu arbeiten verstehen.“

„Aber wie ist denn das möglich?“

„Liebster Vetter“, erwiderte Käthchen, „bei alten Leuten sind noch ganz andere Dinge möglich. Ich werde heute Abend meinen Theil Schelte bekommen, als ob ich aus reinem Uebermuthe den ganzen Nachmittag über im Sonnenbrande Magddienste verrichtet hätte!“

Käthchen sagte das mit dem gutmüthigsten Lächeln, als ob von einer kleinen Schwäche ihres Grossvaters die Rede gewesen wäre.

„Aber wie halten Sie das aus?“ fragte ich entsetzt.

Käthchen lächelte wieder. „Wenn man die einzige Enkelin eines Greises ist“, erwiderte sie, „so wird man nicht gefragt, ob man seinen Grossvater ‚aushält‘ oder nicht. Ich kann ihn doch nicht verlassen?“

Käthchen sprach ohne alle Bitterkeit von ihrer Lage. Was in diesem Falle ihre Pflicht war, erschien ihr ganz klar, und es verstand sich von selbst, dass sie ihre Pflicht erfüllte.

„Wie Sie gut sind!“ kam es unwillkürlich über meine Lippen.

Käthchen lachte jetzt. Sie hatte ein silberhelles, höchst sympathisches Lachen. „Das ist das erste Compliment, das ich, seit ich aus der Stadt zurück bin, gehört habe“, versetzte sie. „Gehen Sie aber jetzt,

lieber Vetter, denn ich weiss nicht, ob es meinem Grossvater recht wäre, wenn er uns zusammen sähe, und es würde mir leid thun, wenn Sie den günstigen Eindruck, den Sie offenbar auf ihn gemacht haben, so schnell wieder verwischten. Also er hat Sie wirklich aufgefordert, wiederzukommen?“

„Ja, und ich werde der Einladung auch Folge leisten.“

„Das ist recht. Ich freue mich so sehr, wenn mein Grossvater etwas zerstreut wird. Aber nun gute Nacht! Sie finden ja wohl am Flusse ein Boot.“

Sie reichte mir ihre mit einem baumwollenen Handschuh, der die Finger frei liess, bekleidete Hand. Ich ging ein paar Dutzend Schritte weit, drehte mich dann um und sah ihr nach, bis sie den Hof erreicht hatte. Ein unbeschreibliches Mitleid mit dem schönen Mädchen, das so geduldig sein hartes Schicksal trug, zog mir das Herz zusammen. Ich nahm mir fest vor, möglichst oft nach Inzau zu

gehen, und ich zweifelte nicht daran, dass es mir gelingen würde, dem alten Hortensius die Augen für die Vortrefflichkeit seiner Enkelin zu öffnen.

Ich erzählte zu Hause nichts von dem Empfange, den ich in Inzau gefunden hatte, und ich hielt auch später die Besuche, die ich dort machte, geheim. Da wir sehr frei erzogen wurden und ausser den Schul- und Arbeitsstunden thun konnten, was wir wollten, so war das nicht allzu schwierig. Als man dann später im Pastorate erfuhr, dass ich häufig ein Gast der Hortensius war, zog mir das zwar von seiten meiner Vetter und des Lehrers einige Neckereien zu, mein Onkel und meine Tante aber liessen mich gewähren. Sie mochten wohl glauben, dass ich da nichts Schlechtes lernen könne.

Wenn ich mich heute frage, was einen Mann wie den alten Hortensius veranlassen konnte, sein Vertrauen einem kaum vierzehnjährigen Knaben zu schenken, so weiss ich darauf keine andere Antwort

als dass, wie es scheint, auch der hochmüthigste und verbittertste Mann es nicht entbehren kann, wenigstens mit einem Menschen einen intimeren Verkehr zu unterhalten. Vielleicht kann auch der Umstand zur Erklärung herangezogen werden, dass ich in diesem Verhältnisse durchaus der Empfangende, er nur der Gebende war, und dass ich die ungewöhnlichen und paradoxen Theorien des alten Herrn mit einer Inbrunst verschlang, welche seinem Hochmuth schmeichelte. Hochmüthig aber war er im höchsten Grade, und an diesem Hochmuth war auch sein und der Seinigen Glück ohne Zweifel gescheitert. Er hatte drei oder vier Jahre studirt, hatte es aber nicht für nöthig gehalten, sein Studium zu absolviren, und war Landwirth geworden. Als er mit dem kleinen, von einer Tante ererbten Vermögen, welches diesen Schritt ermöglichte, fertig geworden, war er in die Verwaltung getreten, hatte sein Amt aber bald wieder aufgegeben, weil er sich mit seinen Vorgesetzten nicht

vertragen konnte. Er ging nun als Förster ins Innere Russlands, lernte dort die Erbin eines sehr wohlhabenden deutschen Arztes kennen und heirathete sie. Nun wurde erst eine mehrjährige Reise unternommen — wahrscheinlich auf sehr grossem Fusse — und dann in Kurland eine der ausgedehntesten Domänen gepachtet. In dieser Laufbahn war Hortensius geblieben, doch wurde die Domäne, die er pachtete, immer kleiner. Merkwürdig war, dass sein Sohn offenbar fast ganz dieselbe Laufbahn durchmessen, mit dem Unterschiede jedoch, dass er eines armen Müllers Tochter geheirathet hatte und selbst jung gestorben war.

Jetzt war Hortensius sehr arm, und die Armuth musste dadurch noch viel drückender für ihn sein, dass sie damals in Kurland bei gebildeten Deutschen kaum je vorkam. In keiner der zahlreichen mir befreundeten oder verwandten Familien verfügte man über ein Vermögen, aber die Aemter waren so gut besoldet, dass man

immerhin ein verhältnissmässig üppiges Leben führen konnte und führte. Edles Geräth, Teppiche, selbst Gardinen waren unbekannt, aber man verfügte über grosse Räume, hatte ein paar Wagenpferde und ein Reitpferd im Stall und mindestens vier Dienstboten. Man trank nur höchst selten Wein, aber man hatte gute, kräftige Speise vollauf. In Inzau war das anders. Hortensius und sèine Enkelin lebten, wie ich bald gewahr wurde, fast ausschliesslich von Milchspeisen und Gemüse, nicht weil sie wollten, sondern weil sie mussten, und auch die Kleidung, in der sie sich zu Hause bewegten, stand tief unter dem Herkömmlichen. Alle Kunst Käthchens vermochte es nicht zu verhindern, dass auch ein ungeübtes Auge die Flicke und Nähte gewahr wurde, mit denen sie die Kleider ihres Grossvaters immer wieder tragbar machen musste.

Ich versetze mich zurück in jenen Herbst. Es ist ein Mittwoch, der mir einen freien Nachmittag bringt, und ich

eile, ihn in Inzau zu verbringen. Der Tag ist ganz windstill, blaugraues, aus unzähligen Flocken bestehendes Gewölk bedeckt den Himmel. Der Fluss ist jetzt — anfangs September, bei seinem niedrigsten Wasserstande angelangt, und eine Anzahl erratischer Blöcke in seinem Flussbette heben die altersgrauen Rücken über das Wasser empor. Auf den Untiefen liegen breite Strähne tangartigen Grases vor dem Strome, und an den Buchten haben sich kleine Kalmusdickichte gebildet. Hier sind kurzgeschürzte Bachstelzen eifrig mit der Insektenjagd beschäftigt, während an anderen Stellen Flussuferläufer auf den Sandablagerungen am Ufer ihr Wesen treiben. Auf den Wiesen weiden überall Herden, über denen unzählige Schwalben hin- und herstreichen. Ich habe eben den Obstgarten betreten und ein paar Schritte in ihm zurückgelegt, als mich ein Aepfelchen an die Schulter trifft. Ich bleibe stehen und suche aufmerksam nach der, die es allein geworfen haben kann — nach

Käthchen. Aber sie hält sich gut verborgen, und erst als sie ein zweites Mal nach mir wirft, entdecke ich sie und eile auf sie zu. Sie flüchtet hinter einen zweiten, einen dritten Baum, und es währt eine Weile, bis ich die Flinke einhole. Wie fröhlich ihr Auge blickt, und wie hold ihr Mund lächelt! Sie hält mir die Hand hin und drückt die meinige kräftig.

„Ich war hinten auf der Bleiche beschäftigt und sah Sie über den Fluss fahren“, sagte sie, „da kam ich Ihnen entgegen. Grossvater schläft noch und wir haben Zeit. Wollen Sie einen Apfel essen, Vetter?“

„Mit Vergnügen.“

Käthchen läuft davon — sie sieht auch, während sie läuft, hübsch und graziös aus — und kehrt gleich darauf mit einem Körbchen zurück, indem sich die prächtigsten Aepfel befinden. Wir springen den Uferhang hinab, setzen uns auf ein umgestülptes Boot und verspeisen die duftenden Früchte.

„Vetter“, sagt Käthchen, „über so einen Apfel geht doch nichts!“

„Doch, Cousine.“

„Was denn?“

„Ein Kuss von Ihnen.“

„Seien Sie kein Narr, Vetter“, erwidert Käthchen, indem sie erröthet. „Da, nehmen Sie einen Apfel, das ist etwas Solides. Und nun — wieviel ist die Uhr?“

„Halb drei.“

„Prächtig. Dann haben wir noch anderthalb Stunden für uns. Wollen wir zu Boot fahren?“

Wir besteigen eins der Boote, wie sie, dem Verkehr von Ufer zu Ufer dienend, halb auf das Land gezogen, hier und da am Ufer liegen. Es ist ein ausgehöhlter Baumstamm, um den man ein paar Schutzbretter genagelt hat. Die beiden Schnäbel dienen als Sitz, und eine Stange vertritt das Ruder. Käthchen versteht die erstere noch nicht recht zu handhaben, aber sie wird es bald lernen, denn sie greift alles, was sie thut, mit zäher Energie an. Ich

bringe von Zeit zu Zeit mit der Stange einen Stein in der Tiefe aus seiner Richtung, und wir gewahren für einen Augenblick einen entsetzten Krebs oder ich hole einen anderen aus einer Uferhöhle hervor. Wie der schwarze Gesell mit dem Schwanze klappt, wie drohend er die Scheren erhebt! Wir lassen ihn wieder ins Wasser, und im Augenblicke ist er verschwunden.

So verbringen wir — zwei frohe, harmlose Kinder — die Zeit, bis Käthchen wieder einmal fragt, wie spät es sei. Es ist fast vier Uhr, und wir müssen auf den Hof. In fröhlichen Sprüngen geht es die Böschung hinan, dann heisst es: „Gehen Sie nur zum Grossvater, Vetter, ich komme nachher. Ich darf mich so erhitzt nicht vor ihm sehen lassen.“

Und Käthchen begiebt sich wieder zur Bleiche, um nach den dort mit der Leinwand beschäftigten Frauen zu sehen, während ich den Grossvater aufsuche. „Ah! der Vetter!“ heisst es, und das mürrische Gesicht des alten Herrn nimmt

einen freundlicheren Ausdruck an. „Nun, wie geht es?“

„Danke bestens, vortrefflich, Herr Hortensius.“

„Nun, was haben Sie denn vorgestern und gestern getrieben?“

„Ich habe Ivanhoe gelesen.“

„Recht so, Vetter, studiren Sie nur Meister Scott fleissig. Ich habe es, als ich jung war, auch so gemacht. Der Mann war ja ein Britte und als solcher ein geistloser Bursche — dies Volk klebt immer am Boden, so oder so — aber er hat manches doch richtig erkannt, z. B. die Bedeutung des Blutes, und er hatte Sinn für Ehre. Setzen Sie sich doch, Vetter. Käthe! Kä—the!“

„Fräulein Käthchen befindet sich auf der Bleiche. Ich sah sie dort.“

„Nun, natürlich, sie ist nie, wo sie sein sollte. Anna! An—na!“

Das Mädchen erschien und erhielt den Auftrag, den Kaffee zu bringen. „Scott“, wandte sich der Alte wieder an mich,

„hatte einen feinen Sinn für das Blut. Er schätzte das Blut, wie es geschätzt zu werden verdient, also sehr hoch. Sehen Sie, lieber Vetter, ich bin ein armer, alter Mann, aber wenn heute ein Baron käme aus ältestem Geschlecht und spräche: Da hast du das Schloss meiner Väter, gieb mir dafür deine fünf akademisch gebildeten Ahnen, ich würde ihn auslachen.“

„Aber die Barone haben schliesslich doch auch Ahnen und zwar mehr als fünf“, wagte ich einzuwenden.

Der Alte lächelte. „Ja, ja“, erwiderte er, „aber was waren denn das für Leute? Im besten Fall anständige Krautjunker, die ihren Leuten das Fell nicht allzusehr über die Ohren zogen, wahrscheinlich aber auch zum guten Theil Leuteplacker und Raufbolde. Jedenfalls liegt darin kein Verdienst, eines reichen Mannes Sohn zu sein. Wie anders meine Vorfahren! Da hat ein jeder es sich erarbeitet, ein seiner Väter würdiges Kind zu sein, da hat jeder

dem Lande genützt und nur genützt. Wie kann man die Junker und unsere Leute nur mit einem Athemzuge nennen! Und kein Mann meiner Familie nahm ein Weib, dessen Vater nicht auch studirt hatte — wenigstens bis auf mich. Ist das nicht eine Abstammung auf die man stolz sein kann? Wie?“

Ich nickte.

„Das hat der Scott verstanden“, fuhr der Alte fort, „dass jedermann das Kind seiner Vorfahren ist, dass also ein anständiger Mann mit dem Volke nichts gemein hat. Und dann hat er noch eins verstanden: dass ein anständiger Mensch sich seinerseits nicht gemein macht. Sehen Sie, Vetter, ich bin jetzt sechsundsiebzig Jahre alt, aber ich habe in meinem ganzen Leben nie Jemand um etwas gebeten! Nie. Auch nicht um die geringste Kleinigkeit. Es hat auch sonst nie Jemand an meiner Selbstständigkeit zweifeln können. Fragen Sie, wen Sie wollen, ob ich je gegen einen Vorgesetzten auch nur einfach höflich

gewesen bin! Nie. Aber grob bin ich oft gegen sie gewesen, sehr grob. Und so ist es recht. Ich kann Not leiden, ich kann zu Grunde gehen, aber zwei Dinge kann das Leben mir nicht nehmen: meine Abstammung und meine Selbstständigkeit.“

Hier trat Käthchen mit dem Kaffee ein. „Wo warst du denn nur wieder?“ herrschte der Alte sie an. „So sieh doch nach der Uhr, meine Liebe, und achte auf die paar Pflichten, die du zu erfüllen hast! Du hast es doch wahrhaftig leicht genug, kannst du denn nicht wenigstens einigermassen deine Schuldigkeit thun? Wie?“

Käthchen setzte, ohne ein Wort zu erwidern, das Servirbrett vor uns auf den Tisch und nahm dann neben mir Platz. Hortensius that Zucker und Sahne in seine Tasse und fuhr, während er mit seinem Löffel in ihr rührte, fort: „Sie sind noch sehr jung, lieber Vetter, darum wird Ihnen diese Selbstständigkeit vielleicht wie etwas sehr Gewöhnliches vorkommen. Lernen Sie aber nur erst die Menschen kennen,

und Sie werden einst mit stolzer Freude darauf zurücksehen, dass Sie einmal einen wahrhaft selbstständigen Mann kennen lernten. Die Menschen sind unbeschreiblich dumm, schlecht und niedrig. Je mehr Jemand sie misshandelt, um so höher schätzen sie ihn. Sich selbst zu erniedrigen, ist ihnen allen ein dringendes Bedürfniss. Vor irgend etwas liegen sie immer kriechend im Staube und das mit Lust. Dass man sie gut behandelt, können sie nicht vertragen. Nimm dich eines Kindes, das zu lieben du keinen Grund hast, an, erziehe es unter den grössten Opfern, trage seine Fehler mit himmlischer Geduld, und es wird dir — namentlich wenn es von gemeiner Herkunft ist — damit vergelten, dass es dein Interesse vernachlässigt, deine Habe verschleudert und dir das Leben durch schweigende Widersetzlichkeit verbittert. So ist es immer.“

So sprach der Alte und rührte so grimmig in seiner Tasse, als müsse er ein Loch in sie bohren. Ich blickte hinüber

zu Käthchen. Ihr Gesicht sah aus wie in Blut getaucht, aber sie verzog keine Miene.

„Die Männer gehen immerhin noch an“, nahm der Alte wieder das Wort, „aber die Frauen!“

Und nun ging es über die Frauen her.

Käthchen that, als ob das ganze Gespräch sie nicht weiter angehe. Sie brachte zwei Lichter, setzte sich mit einer Näharbeit an den Tisch und nähte unermüdlich darauf los, während ihr Grossvater jetzt aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen concrete Fälle menschlicher Schlechtigkeit mittheilte, welche ebenso interessant wie geeignet waren, in den Herzen der Zuhörer allen Glauben an Herzensgüte, Edelsinn, aufrichtige Frömmigkeit u. s. w. zu zerstören.

Als ich nach ein paar Stunden aufbrach, leuchtete Käthchen mir in den Vorsaal hinaus, stellte das Licht auf den Fussboden und trat mit mir ins Freie. Ueber uns glänzten die Sterne in wunderbarer Pracht, und die Luft war entzückend frisch.

Käthchen athmete ein paarmal tief auf, dann sagte sie mit ihrem silberhellen Lachen: „Es ist doch ein Glück, Vetter, dass die Sterne selbst über so viel menschlicher Schlechtigkeit so herrlich scheinen

Damit drückte sie mir die Hand und eilte wieder ins Haus.

Wir Knaben erhielten im Winter bei guter Bahn mitunter die Erlaubniss, spaziren fahren zu dürfen. Ich bat Hortensius, mir zu gestatten, dass ich in diesem Falle Käthchen abholen dürfe, und er willigte, nachdem er einige unfreundliche Bemerkungen über ihre Vergnügungslust und ihren Mangel an Fleiss gemacht hatte, ein. So hielt denn mit der ersten einigermassen soliden Bahn mein Schlitten in Ulmenhof, Käthchen kam in einem Boot über den noch nicht gefrorenen Fluss, und wir machten uns auf den Weg. Wir hatten einen tüchtig trabenden Klepper vor dem Schlitten und eine fröhlich klingende Glocke. Die eben eingefahrene Bahn liess den Weg noch fast so blendend

weiss erscheinen, wie die Schneedecke auf den Feldern, die Sonne schien hell und freundlich, die Luft war mild. Da der Schnee noch zusammenging, bildeten sich unter den Hufen unsers Schimmels grosse Klumpen, die sich mitunter lösten und uns auf den Schoss flogen. Käthchen kutschirte, und ich konnte mich nicht satt sehen an ihrem herrlichen Profil und dem lieblichen, schönen Antlitz, das jetzt von Frohsinn strahlte. Sie bemerkte es schliesslich und wies mich mit einem verlegenen: „Aber Vetter, gaffen Sie mich doch nicht so an!“ zurecht.

Das Ziel unserer Fahrt war ein eine gute Wegstunde entferntes Wäldchen, das wir im Schneeschmucke zu sehen wünschten. Als wir es erreicht hatten, fragte Käthchen, ob es wohl dem Pferde schaden könne, wenn wir es anbänden und etwas zu Fuss gingen. Ich war pflichtvergessen genug, die Frage zu verneinen, und wir banden die Fahrleine um eine Birke. „Wohin werden wir denn aber gehen?“ fragte ich.

„Das werden Sie sogleich sehen“, war die Antwort. Damit lief Käthchen vor mir her, formte einen Schneeball und warf ihn mir an den Kopf. Und nun „schneeballirten“ wir uns wohl eine halbe Stunde lang. Es fiel mir schon damals auf, wie seltsam hier aus der Jungfrau immer wieder ein Kind wurde. Käthchen warf ihre Schneeballen in der That nicht wie eine Kokette, sondern ganz und gar wie ein vor Uebermuth und Frohsinn jauchzendes Kind. Sie gab sich überhaupt immer ganz wie sie war, und ich habe später nur sehr wenige Menschen, und immer nur viel ältere, kennen gelernt, die so durchaus frei von der Neigung waren, etwas vorstellen zu wollen.

Als wir zurückfuhren, fragte mich Käthchen, womit ich eben beschäftigt wäre, und ich erzählte ihr von Vercingetorix, dessen Auf- und Niedergang wir eben verfolgten. Ich ersah aus den Fragen, die sie bei dieser Gelegenheit an mich richtete, wieder einmal, wie unwissend sie war, und

fragte sie in der pedantischen Art eines Knaben, ob sie nicht den Wunsch habe, die Lücken in ihren Kenntnissen durch Selbststudium auszufüllen. Käthchen blickte mich lächelnd an und schüttelte dann den Kopf. „Dabei würde nichts herauskommen“, erwiderte sie, „ich bin in diesen Dingen überaus einfältig. Ich war immer die Verzweiflung meiner Lehrerinnen, und ich habe nur in den Handarbeitsstunden etwas geleistet.“

Ich widersprach, aber Käthchen liess sich nicht irre machen. „Verlassen Sie sich darauf, Vetter“, erwiderte sie, „ich bin in Schulsachen geradezu dumm. Damit ist ja glücklicherweise noch nicht gesagt, dass man es auch im Leben ist.“

„Aber es ist doch unmöglich, dass eine Hortensius keinen Schulverstand hat“, sagte ich. Die Worte waren kaum ausgesprochen, als sie mir auch schon leid thaten, aber es war zu spät. Käthchen erröthete über und über. „Ich bin leider mehr meiner Mutter als meines Vaters

Kind“, sagte sie mit schmerzlich zuckenden Lippen. „Wäre es anders, so würde ich hoffen können, mir einmal meines Grossvaters Liebe zu erwerben, so aber wird mir das, fürchte ich, nie gelingen. Ich kann es ihm ja auch nicht übelnehmen, dass er eine Hortensius nicht mag, die keine ist.“

Ich wusste damals noch nicht, dass man eine Taktlosigkeit nur dadurch gut machen kann, dass man sie ignorirt, und erging mich daher in einem ziemlich verworrenen Gerede. Käthchen hörte mir eine Weile ernsthaft zu, schliesslich aber musste irgend eine Redewendung sie heiter gestimmt haben, denn sie sagte, indem sie auf eine den Weg kreuzende Hasenspur wies, plötzlich in ganz verändertem Ton: „Vetter, erklären Sie mir doch, warum eigentlich die Hasen den Haken schlagen“, und wir plauderten nun ganz gemüthlich, bis wir wieder am Flusse waren.

Ich wusste damals schon, wie Käthchen erzogen worden war. Sie hatte erst sehr

spät angefangen zu lernen, erst als sie bereits zehn Jahre alt war. Ihr Grossvater hatte damals eine junge Person von schlechter Herkunft ins Haus genommen, die nur ein sehr geringes Gehalt bekam und auch kein höheres verdiente. Käthchen, die diese Persönlichkeit nicht leiden konnte, war später in der Stadt zu einer unsympathischen Familie in Pension gegeben worden, um eine Schule zu besuchen, in welcher die Kinder von Subalternbeamten und Handwerkern eine höchst mangelhafte Bildung erhielten. Ich fragte sie einmal, ob sie nie eine Schulfreundin gehabt habe. „Nein“, erwiderte sie, „die Mädchen waren mir alle gleich unausstehlich, und sie verhöhnten mich auch alle, weil ich nicht war wie sie.“

So verging die erste Hälfte des Winters. Ich war so verliebt, wie ein Knabe das überhaupt sein kann, und ich zweifelte nicht daran, dass Käthchen schliesslich mein Weib werden würde. Wer konnte sich denn auch in der That zwischen mich und sie stellen?

Diese Frage fand eine überraschende Lösung, als ich nach den Weihnachtsferien in die Pension zurückkehrte. Während wir nämlich in der Dämmerstunde die von mir mitgebrachten Pfefferkuchen verzehrten, erzählten mir meine Vetter, dass Herr Zierul, so hiess der bisherige Pächter von Ulmenhof, das Gut gegen eine hohe Abtragszahlung an einen Baron Helmersleben, einen jungen, bildschönen, ehemaligen Gardelieutenant, abgetreten habe. Der Baron war bereits im Pastorat gewesen und hatte auf meine Vetter einen grossen Eindruck gemacht. Als ich die Frage aufwarf, wo denn dieser „Baron“ mit dem völlig unbekannten Namen herkomme, erhielt ich den Bescheid, er sei überhaupt nicht baltischer Abstammung. Sein Grossvater — so hatte er beim Abendessen erzählt — sei vor den Freiheitskriegen in russische Kriegsdienste getreten, sein Vater russischer Staatsrath gewesen, die Familie aber stamme aus Thüringen, wo andere

Zweige derselben noch auf den Stammgütern sässen.

Als ich die Neigung zu erkennen gab, den Fremdling bis auf weiteres für einen Schwindler zu halten, meinte einer meiner Vetter schliesslich: „Weiss der Teufel, wie es mit dem „Baron“ steht, ein pikfeiner Kerl ist er aber jedenfalls. Und er hat dir einen Hühnerhund — ich sage dir, solch ein Beest hat noch keiner von uns gesehen.“

Ich war nicht der einzige, der sich dem Fremden gegenüber skeptisch verhielt, auch mein Onkel und meine Tante äusserten sich sehr misstrauisch, und dieses Misstrauen wurde auch in Mitau, wo der Baron sich vorläufig aufhielt, in weiten Kreisen getheilt, der Lieutenant a. D. hatte aber eine sehr radikale Methode, solche Zweifel zu verscheuchen. Als ihn ein einheimischer Edelmann, dem er sich als „Baron“ hatte vorstellen lassen, mit „Herr Helmersleben“ anredete, forderte er ihn heraus und zerschoss ihm den Hüft-

knochen. Bei diesem Anlasse producirte er eine so tadellose Ahnentafel, dass auch der böswilligste Zweifel verstummen musste. Im übrigen schien Herrn von Helmersleben nichts daran zu liegen, mit dem Adel des Landes Fühlung zu gewinnen, er verkehrte vielmehr ausschliesslich mit einigen lebenslustigen, jungen Advokaten, deren Bekanntschaft er gemacht hatte, und betrieb im übrigen eifrig die Vorbereitungen für den Antritt von Ulmenhof, das er bereits öfters besuchte. Bei Gelegenheit eines dieser Besuche machte er auch seine Antrittsvisite in Inzau.

Ich war gerade beim alten Hortensius, und wir nahmen eben den Kaffee ein, als sich eine uns fremde Glocke vom Flusse her vernehmen liess. Käthchen und ich erhoben uns unwillkürlich und traten ans Fenster. Da kam auch schon ein höchst eleganter Schlitten um die Ecke des Stalles, und der Herr, der ihn lenkte, hielt mit einer geschickten Schwenkung

unmittelbar vor der Hausthür. Aus den Nüstern der beiden prächtig geschirrten Fuchsstuten drangen Dampfwolken, eine schwere Bärendecke diente als Schutzleder des Schlittens, und hintenauf sass rittlings auf einem sonst in Kurland ganz unbekannten Gestell, ein in Livree gekleideter Kutscher. Diesem Kutscher warf der Herr jetzt mit einer nachlässigen Handbewegung die Leinen zu. Er schwang sich dann leicht aus dem Schlitten und verschwand in der Hausthür.

„Grossvater“, sagte Käthchen, „das ist der neue Ulmenhöfsche.“ Sie war über und über roth geworden und sprach mit beklommener Stimme.

Der Alte erhob sich. „Geben Sie mir Ihren Arm, Vetter“, sagte er und schritt dann dem Gaste entgegen. Dieser stellte sich als Nachbar vor, warf seinen eleganten Pelzmantel ab und folgte uns mit dem Hut in der Hand — diese Sitte war damals noch ganz neu — ins Zimmer.

Der alte Hortensius hatte in seiner

Art, wie ich schon sagte, etwas entschiedenen Vornehmes, er benahm sich daher auch jetzt, als ob so elegante Besucher in diesen Räumen etwas sehr Gewöhnliches wären. Er bat mich, Käthchen, die sich entfernt hatte, um noch eine Tasse und um frischen Kaffee zu ersuchen, und unterhielt sich dann unbefangen über die bei solchem Anlass üblichen Themata.

Da ich in Folge der freundschaftlichen Beziehungen meines seligen Vaters als Knabe viel in die Häuser des kurländischen Adels kam, so waren mir elegante Erscheinungen mit den Manieren der grossen Welt schon mehrfach begegnet. Trotzdem imponirte mir der Baron in hohem Grade. Er war von höchst distinguirtem Aeusseren, mit vollendeter Eleganz gekleidet und überaus anmuthig in Sprache, Haltung und Bewegungen. Man zweifelte keinen Augenblick daran, dass dieser junge Mann sich bei Hofe genau so benehmen würde, wie hier auf dem groben Holzstuhl und vis-à-vis der abge-

splitterten plumpen Kaffeetasse von Inzau. Ich betrachtete ihn mit dem vollen Hasse der Eifersucht, aber ich musste mir sagen, dass ich nie einen schöneren Mann gesehen hatte, und dass seine Schönheit nichts mit einem Modekupfer zu thun hatte. Der Baron hatte kurzgeschnittenes Haar, das in der Mitte gescheitelt war, eine edle, freie Stirn und klugblickende, blaue Augen. Seine Nase war kühn geschwungen, der Mund, den der keck zurückgestrichene Schnurrbart frei liess, war klein, das Kinn stark entwickelt. Auffallend war die Schmalheit des Hinterkopfes, doch war auch das Gesicht schmal. Die Gestalt war gross und schlank, ohne dünn zu sein. Die ganze Erscheinung war das Bild eines schönen, edelgearteten jungen Mannes von grossem, aber berechtigtem Selbstbewusstsein. Ich empfand einen nicht geringen Aerger, als ich gewahr wurde, dass Käthchen, die jetzt erschien, dem Gaste zu Ehren ihr Sonntagskleid angelegt hatte, und mein Verdruss steigerte

sich noch, als ich sie heftig erröthen sah, sobald er das Wort an sie richtete. Letzteres geschah übrigens nicht oft und stets ohne alle Ostentation. Der Baron wandte sich meist an Hortensius, richtete Fragen an ihn, die auf die Landwirthschaft Bezug hatten, und hörte dann den Antworten in der Haltung eines jungen Mannes zu, der sehr glücklich ist, von einem Meister des Faches Belehrung empfangen zu dürfen. Als er nach einer halben Stunde aufbrach, fragte er mich, ob er mich nicht in seinem Schlitten nach Hause bringen könne. „Das Wetter ist so schön," sagte er, „dass ich ohnehin noch etwas spazieren fahren würde."

Ich hätte das Anerbieten gern ausgeschlagen, fand aber kein Mittel, es auf anständige Weise abzulehnen, und sass daher fünf Minuten später im Schlitten des Nebenbuhlers.

Ich hatte erwartet, dass er das Gespräch auf die Hortensius lenken würde, es war aber von ihnen mit keinem Worte

die Rede, der Baron erkundigte sich vielmehr ausschliesslich nach Jagd- und Fischereiverhältnissen, und zwar ohne alle Herablassung, wie ein Kamerad beim andern. Unter diesen Umständen schmolz meine Absicht, höchst zurückhaltend zu sein, dahin wie Schnee in der Frühlingssonne, und ich erzählte mit aller Lebhaftigkeit, was ich wusste. Als wir das Pastorat erreicht hatten, forderte er mich auf, ihn doch künftig recht oft zu besuchen. Dann kehrte er nach Ulmenhof zurück, ich aber lauschte noch lange den Tönen der in der mittlerweile hereingebrochenen Dämmerung mehr und mehr verhallenden Glocke. Ich war im höchsten Grade verwirrt. Ich glaubte allen Grund zu haben, den Baron zu hassen, fühlte aber zugleich, wie eine lebhafte Zuneigung zu ihm in mir keimte. Noch peinigender war der Gedanke, dass ich nie ein Paar Menschen gesehen hatte, die dem äusseren Anschein nach besser zu einander passten, als der Baron und Käthchen. Ich suchte

mir diesen Gedanken auf jede Weise aus dem Sinn zu schlagen, aber er kam immer wieder und verfolgte mich bis in den Traum.

Ich konnte es nicht erwarten, zu erfahren, wie der Gast den Hortensius gefallen hatte, der nächste Nachmittag fand mich daher wieder in Inzau. Als ich die Rede auf den Baron brachte, meinte der alte Herr anfangs nur, derselbe habe die Manieren der grossen Welt und solche Personen lerne man erst wirklich kennen, wenn man nicht nur einen, sondern mindestens zwei Scheffel Salz mit ihnen verzehrt habe. Nachher kam er noch einmal auf den Baron zurück und fragte mich, ob ich bemerkt habe, dass sein Hinterkopf sehr schmal sei. „Man findet das oft bei Edelleuten aus alter Familie“, sagte er. „Es haben eben viele Generationen nicht nöthig gehabt, ihr Gehirn anzustrengen, es hat sich daher auch nicht erblich entwickelt und hat keinen Platz nöthig.“

Ich benutzte einen Augenblick, in dem

uns der alte Herr allein gelassen hatte, und fragte Käthchen, wie der Baron ihr gefallen habe. „Ganz gut“, erwiderte sie kühl, erröthete aber über und über.

Ich suchte sie durch die Bemerkung, dass der Baron mir gar nicht gefallen habe, und dass ich sein Benehmen geziert fände, zu einer Aeusserung zu veranlassen, aber sie schwieg hartnäckig.

Als ich aufbrach, erwartete ich, dass Käthchen mir wie gewöhnlich das Geleit bis an die Hausthür geben würde, aber das geschah heute nicht. Ich ging ganz verwirrt nach Hause. War es möglich, dass sie mir meine Aeusserung über den Baron übel genommen hatte? Ich fragte sie bei meinem nächsten Besuche in Inzau danach und erhielt die unwillige Antwort: „Sie sind nicht recht gescheit, Vetter“, ich konnte mich aber nicht über die Thatsache täuschen, dass sie weniger zuthunlich gegen mich war, und dass Scenen, in welchen sie wie ein ausgelassenes Kind mit mir spielte, nicht mehr vorkamen.

Unter diesen Umständen loderte mein Groll gegen den Baron wieder hell auf, und ich nahm mir fest vor, von seiner Aufforderung, ihn zu besuchen, keinen Gebrauch zu machen. Als er aber etwa acht Tage, nachdem er nach Ulmenhof übergesiedelt war, eines Nachmittags ins Pastorat kam, geriet ich wieder in jenen innern Zwiespalt, den das erste Zusammensein mit ihm angefacht hatte. Trotzdem hielt ich mich wacker, bis er mir eines Tages am Flusse begegnete und mich kurzer Hand mit nach Hause nahm.

Das Wohnhaus von Ulmenhof war während vierundzwanzig Jahren von einem Bauern bewohnt worden, der in den Zimmern auch einen Theil seiner Knechte untergebracht hatte, man kann sich daher denken, in welchem Zustande der Baron es überkommen hatte. Trotzdem war es dem letzteren gelungen, es binnen ein paar Wochen in ein erträgliches Heim zu verwandeln. Decken und Wände waren tapezirt, die Fussböden gestrichen worden,

Bilder, hübsche Möbel und grosse Teppiche verliehen den weiten, an sich so unge-müthlichen Räumen einen Anstrich von Behaglichkeit, ja selbst von Comfort — wenigstens in den Augen eines kurischen Knaben jener Tage.

Ein Diener in Livree nahm dem Baron die Flinte ab — als ich ihm begegnete, kehrte er von einem Pirschgang auf Enten heim — wir gingen durch ein paar Zimmer und betraten schliesslich das Schreib-zimmer des Barons. Neben dem riesigen Schreibtisch aus amerikanischer Eschen-maser befand sich eine Couchette, und von dieser erhob sich bei unserm Eintritt ein Herr, den der Baron als „mein Freund, Herr von Ogiello“, vorstellte. Es war ein kurzer, dicker Mann mit einem unge-wöhnlich grossen Kopfe. Das blonde Haar war über den Kamm geschoren, und ein Paar kleine Aeuglein hoben sich fast allein von dem vollen schwammigen Ganzen ab, welches das Gesicht des Herrn von Ogiello vorstellte. Er trug einen persi-

schen Schlafrock, hatte ein Nachthemd mit einem bunt gestickten Kragen an und braunlederne Juchtenstiefel.

„Nun, hast du etwas geschossen?“ fragte er in gebrochenem Deutsch.

„Nein. Man kann hier durchaus nicht zum Schuss kommen, weil keine Möglichkeit vorhanden ist, sich genügende Deckung zu schaffen.“

„Das ist recht. Ich verstehe, dass ein Koch oder ein Gourmand oder ein Wildhändler sich für Enten interessirt, aber ich begreife nicht, wie ein Mann wie du Freude daran finden kann, solche unschuldige Thiere umzubringen.“

Der Baron lachte. „Das ist sehr schade“, sagte er. „Es würde dir sehr gut thun, wenn du täglich ein paar Stunden hinter den Enten oder hinter den Hühnern her wärst.“

Der Baron forderte mich nun auf, seine Waffensammlung in Augenschein zu nehmen. Er zeigte mir die einzelnen Stücke

und erzählte mir, wie er in den Besitz derselben gelangt sei.

Am interessantesten war eine alte russische Rüstung. Der Baron erklärte mir die einzelnen Theile und zeigte mir dann ein paar Zeichnungen, welche die Rüstung auf dem Leibe eines Bojaren in Front-, Rücken- und Seitenansicht zeigten. Der Baron hatte sie selbst entworfen, und es schien mir, als ob nur ein Künstler diese Zeichnungen hätte zu Papier bringen können. Ich äusserte das, und er legte mir nun eine Mappe vor, die mit von ihm angefertigten Zeichnungen angefüllt war. „Ich habe drei Passionen“, sagte er, „Zeichnen, Pferdehandel -- ich werde nämlich der Pferde entsetzlich schnell überdrüssig — und Jagd.“

Ich hatte, während wir so plauderten, immer die Erwartung, er werde jetzt von den Hortensius anfangen, denn ich war überzeugt, dass nur meine Verwandtschaft mit diesen den Baron veranlassen konnte,

mich so zu sich heranzuziehen, aber sie wurden mit keinem Worte erwähnt.

Wir begaben uns nun in das Speisezimmer und nahmen zugleich mit Herrn von Ogiello den Thee ein.

„Ich habe meinem jungen Freunde meine Zeichnungen gezeigt“, sagte der Baron. „Mein Zeichnen und meine Pferdeliebhaberei werden in den nächsten Jahren voraussichtlich wohl meine einzigen Vergnügungen sein.“

Herr von Ogiello blies ein paar gewaltige Rauchwolken in die Luft, stellte seine lange türkische Pfeife zur Seite und lachte vor sich hin. „Machen Sie sich nur darauf gefasst“, sagte er, „dass es hier bald aussehen wird wie in einer Judenschule. Sobald alle die Moses und Schlaumes erst erfahren haben, was für ein Pferdejockel hier eingezogen ist, werden sie hier einwandern, wie ins gelobte Land.“

Nachdem wir den Thee getrunken hatten, empfahl ich mich.

„Kommen Sie doch recht bald wieder“, sagte der Baron und schüttelte mir herzlich die Hand.

Ich war auf dem Heimwege nicht wenig verwirrt. So jung und unerfahren ich auch war, so wollte es mir doch durchaus nicht in den Sinn, dass der Baron ohne jeden Hintergedanken darauf versessen sein sollte, mit mir zu verkehren. Es lag ja nahe, anzunehmen, dass er durch mich näheres über die Bewohner von Inzau erfahren wollte, dazu stimmte es nun aber gar nicht, dass er die Nachbarn im Verkehr mit mir durchaus ignorirte. Was konnte er indessen sonst von mir wollen? Ich nahm mir vor, den Baron jedenfalls in Inzau mit keiner Silbe zu erwähnen und abzuwarten, ob Käthchen sich nach ihm erkundigen würde.

Ich hätte nicht vierzehn Jahre alt sein dürfen, wenn ich diese Absicht auch hätte ausführen sollen. Nachdem am Mittwoch des Barons nicht erwähnt worden war, fing ich am Sonnabend selbst von ihm an.

Ich fühlte, dass ich thöricht handelte, als ich das that, aber ich konnte nicht anders, und ich redete mir nun ein, es müsse auf Käthchen einen günstigen Eindruck machen, wenn ich anerkennend von dem Baron sprach. Ich redete mich selbst immer mehr in Feuer und entwarf schliesslich ein begeistertes Bild von dem Fremdling. Der alte Hortensius hörte mir mit einem gewissen Interesse zu und that ein paar Fragen. Käthchen blickte von ihrer Arbeit nicht auf, sie begleitete mich aber heute wieder bis an die Thür und entliess mich mit einem warmen Händedruck. Dieser Umstand bewirkte, dass ich jetzt Inzau ebenso verwirrt verliess wie vorher Ulmenhof, denn es war das undankbarste Geschäft von der Welt, die Zufriedenheit der Angebeteten durch das Lob des Nebenbuhlers zu erkaufen.

Zu Hause erwartete mich eine höchst fatale Ueberraschung. Ich hatte den Vettern gegenüber mit meinem Besuche bei dem Baron renommirt, und durch sie

hatten mein Onkel und meine Tante von ihm erfahren. Der erstere rief mich jetzt in sein Zimmer, liess sich erst von mir ausführlich erzählen, wie ich es in Ulmenhof gefunden hatte, und verbot mir dann sehr energisch ein für allemal die Fortsetzung dieser Besuche. „Der Baron und sein Freund“, sagte er, „sind jedenfalls kein Umgang für einen Knaben in deinem Alter. Ich weiss nicht, was den ersteren veranlassen kann, dir eine so ungewöhnliche Zuneigung zu bezeigen, ich wünsche aber nicht, dass du von ihr Gebrauch machst. Die Herren sind uns so gut wie ganz fremd, ich kann daher nicht dulden, dass du bei ihnen ein- und ausgehst. Du wirst übrigens dem Baron gegenüber nicht in Verlegenheit gerathen, denn ich werde ihm bei der nächsten Gelegenheit selbst sagen, dass ich dir verboten habe, ihn ferner zu belästigen.“

Dieses Verbot bewirkte, dass der Verkehr mit dem Baron, an den ich bisher selbst mit einem gewissen Zögern gegangen

war, mir jetzt wie ein hohes Gut erschien. Ich liess alles Misstrauen fahren, sah in dem Verlangen meines Onkels nur das Erzeugniss eines maasslosen Fremdenhasses und war sehr geneigt, dem Baron eine schrankenlose Bewunderung zu zollen. Man kann sich denken, mit welcher Spannung ich Aufklärung darüber erwartete, wie der Baron das Verbot meines Onkels aufnehmen würde.

Er benahm sich erstaunlich correct. Als er mir zufällig auf der Wiese begegnete, eilte er auf mich zu und schüttelte mir herzlich die Hand. „Mein lieber junger Freund“, rief er, „Ihr Herr Onkel findet leider, dass wir älteren Junggesellen kein Umgang für Sie wären. Ich bedaure das, aber wir müssen gehorchen. Nun, wir sehen uns ja hin und wieder im Pastorat oder in Inzau.“ Er sah mich freundlich an, schüttelte mir die Hand und ging davon.

Sein Verfahren hatte mich vollständig bezaubert, und ich war entschlossen,

meine vermeintlichen Rechte an Käthchen auf dem Altar der Freundschaft zu opfern — wenn er es verlangte. Aber verlangte er es denn?

Es wurde mir schwer gemacht, das zu ermitteln. Es mochte wohl die Entdeckung meines Verkehrs in Ulmenhof sein, die meinen Onkel veranlasste, mich in etwas strengere Zucht zu nehmen, er erklärte mir jedenfalls eines Tages, dass ich künftig nur noch am Sonnabend nach Inzau dürfe. Er motivirte dieses Verbot mit einem Hinweis auf unser neuerdings erhöhtes Arbeitspensum, ich liess mich aber natürlich nicht täuschen.

Nun vergingen eine Anzahl Sonnabende, ohne dass ich den Baron wiedersah. Auch vermied er es sichtlich, in Feld und Flur mit mir zusammenzutreffen, ein Verfahren, das mich ebensosehr mit Bewunderung vor seiner Discretion erfüllte, wie es mich schmerzte. Im übrigen war es zweifellos, dass er jetzt viel in Inzau verkehrte. Der alte Hor-

tensius sprach oft und immer mit unerhörter Anerkennung von ihm, nannte ihn einen „Mann von Welt“ und betonte, wie vortheilhaft er sich in jeder Weise von den einheimischen Edelleuten unterscheide. Käthchen wich jedem Gespräch über ihn aus, erröthete aber, sobald sein Name genannt wurde. Diese Wahrnehmung erfüllte mich mit einem dumpfen Schmerze, aber ich sagte mir, dass es nicht demüthigend sei, von einem solchen Nebenbuhler besiegt zu werden.

Wenn ich übrigens noch nicht gewusst hätte, wie es in Käthchens Herzen aussah, so musste mir volle Gewissheit werden, als sie mich eines Abends über und über erröthend bat, ihr eine Weltgeschichte zu bringen. Ich fragte sie nicht weiter, was sie damit wolle, und sie dankte mir dafür durch einen herzlichen Händedruck.

Da ich das Verbot meines Onkels nicht wohl übertreten konnte, so verabredeten wir, dass ich ihr das Buch am nächsten Tage an die Grenze der Inzauschen Felder

bringen würde. Hier nämlich befand sich, nahe am Flussufer, eine verlassene sehr geräumige Kiesgrube, und in ihr wollte Käthchen mich erwarten.

An diesem Ort erschien ich also am nächsten Nachmittag mit der dreibändigen Weltgeschichte für höhere Töchterschulen von Nösselt — ich hatte sie zu Weihnachten geschenkt bekommen — und übergab sie Käthchen. Ausserdem brachte ich ihr einen kurzen Leitfaden und rieth ihr, sich die unentbehrlichen Daten nach diesem einzuprägen. Käthchen dankte mir herzlich, aber ich merkte bald, dass sie noch etwas auf dem Herzen hatte. Endlich kam es heraus. „Liebster Vetter“, stammelte sie in reizendster Verlegenheit, „würden Sie wohl — aber nein, ich kann Sie nicht darum angehen —“

„Aber ich bitte Sie, Cousine — es giebt nichts, was ich nicht gern für Sie thäte.“

„Würden Sie wohl von Zeit zu Zeit hierherkommen und mich überhören?“

Ich sagte mit Freuden zu, und seitdem wiederholten sich diese seltsamen Stelldichein, anfangs ein paar Mal in der Woche, schliesslich täglich. Sobald der alte Herr sich zum Mittagsschlaf zurückgezogen hatte, eilte Käthchen am Flusse entlang der Grube zu. Gleichzeitig setzte ich über das Wasser und kam von der andern Seite.

Während der ersten Wochen bildete die Grube selbst unser Schullocal, sobald aber das Korn ringsum hoch genug war, um uns zu verbergen, nahmen wir an ihrem Rande Platz. Käthchen hatte ein ganz unglaublich schlechtes Gedächtniss. Auch wenn sie noch so überzeugt war, über die Daten des peloponnesischen Krieges frei zu verfügen, erwies es sich beim Examen, dass sie die Excursion nach Syrakus in das Jahr der Schlacht bei Aegospotamos verlegte oder ähnliche Versehen beging. Dann nahm sie ihren Leitfaden wieder vor und wiederholte, den Oberkörper hin- und herwiegend, die leidigen Daten.

Wie lebhaft stehen jene wunderbaren Stunden noch vor meinem Gedächtniss! Rings um uns wogen in sanften Wellen die Kornhalme, und leichtes Gewölk wandert am blauen Himmel langsam über uns hin. Kein anderer Ton dringt in unsere Einsamkeit als das Singen der Lerchen und das Summen der Bienen und Hummeln, die um die Feldblumen am Raine fliegen. Ich habe mich lang ausgestreckt und blicke zu Käthchen hinüber, die ein paar Schritte von mir auf dem Grase sitzt, an einem Grashalme kaut und auf Tod und Leben lernt. „Jetzt weiss ich es aber“, ruft sie endlich. Das Kreuzverhör beginnt wieder, und diesmal wird sie wirklich allen Fragen gerecht.

Es kam Käthchen sehr zu statten, dass ich mir den Baron zum Muster nahm und mich bemühte, so discret zu sein wie er. Diesem Umstande verdankte sie es, dass ich nie von ihm anfing, so schwer es mir auch wurde. Es wurde mir aber doppelt schwer, weil ich mich mittlerweile

selbst in ihn verliebt hatte. Ich traf ihn jetzt an jedem Sonnabend in Inzau. Er trat ganz offen als Bewerber um Käthchens Hand auf, freilich in seiner gewandten, discreten Art. Dieser Art konnte ich es auch allein zuschreiben, dass er nicht schon längst um Käthchen angehalten hatte, denn dass er ihren Grossvater ebenso bezaubert hatte wie sie und mich, musste er wissen. Dass er nun trotzdem dem Verhältnisse Zeit liess, sich naturgemäss zu entwickeln, erfüllte mich mit immer neuer Bewunderung.

Der Zauber, den der Baron ausübte, wirkte übrigens nicht auf alle, die mit ihm zu thun hatten. Mein Onkel und meine Tante hielten zäh an ihrer Abneigung gegen ihn fest. Als ein Bruder des ersteren im Laufe des Sommers uns besuchte und sich bei Tisch unter anderm auch nach dem Baron erkundigte, erhielt er den folgenden Bescheid: „Ich werde aus dem Manne nicht klug, lieber Bruder. Er hat sehr einnehmende Manieren, ist

ungewöhnlich gebildet und offenbar sehr reich, auch kann ich persönlich ihm nichts vorwerfen. Trotzdem traue ich ihm nicht. Wäre er wirklich ein Baron aus guter, alter Familie, so würde er doch mit dem Adel verkehren; statt dessen gehen bei ihm, nach Aussage der Leute, zahlreiche fremde und unbekannte Personen aus und ein. Ausser einem gewissen Herrn Ogiello, der gleich anfangs nach Ulmenhof zog, lebt dort seit Monaten auch noch ein gewisser Herr Sandmann, angeblich ein Zeichenlehrer. Ausserdem geht es in Ulmenhof zu wie auf einem litauischen Rossmarkt, es vergeht fast kein Tag, an dem man nicht einen Pferdejuden nach Ulmenhof fahren sieht. Nun wirst du mir zugeben, dass die ganze Geschichte etwas durchaus Räthselhaftes hat. Ein offenbar sehr reicher, ungewöhnlich gebildeter, junger Edelmann pointirt sich darauf, Ulmenhof zu pachten, während er doch offenbar in der Lage wäre, sich jederzeit ein Gut zu kaufen und in einer Gegend

zu leben, in welcher er standesgemässe Nachbarschaft hätte. Er umgiebt sich ferner mit durchaus zweifelhaften Existenzen und macht aus seinem Hofe einen Rossmarkt. Man sollte doch meinen, dass ein Mann in seinen Verhältnissen eher nach Petersburg oder meinetwegen nach Paris gehöre als nach Ulmenhof.“

„Nicht minder räthselhaft ist es“, nahm meine Tante jetzt das Wort, „dass er, wie es scheint, im Begriff ist, um die Hand der Enkelin des alten Hortensius zu werben.“

„Nun liebe Schwägerin, die Hortensius sind eine gute, alte Familie, deren Blut in deinen wie in unsern Adern fliesst.“

„Das mag sein“, war die Antwort, „aber das junge Mädchen ist immerhin keinesfalls eine Parthie für einen fremden Baron, der doch suchen muss, im Lande einheimisch zu werden.“

„Liebste Frau“, meinte mein Onkel, „in diesem Falle scheint mir das Risiko ganz auf Seiten der Hortensius zu sein.

Leider lässt sich aber der alte Mann durch seinen Hochmuth so verblenden, dass er, wie ich fürchte, seine Enkelin wirklich dem landfremden Manne geben wird.“

Damit hob mein Onkel die Tafel auf und befreite mich von der Gefahr, aus verhaltenem Zorn über diese Lästerung meines Ideals ersticken zu müssen.

Die Sommerferien, die sonst bei uns von Ende Juni bis Anfang August währten, waren in diesem Jahre aus Rücksicht auf unsern Candidaten, der in Dorpat ein Examen machen sollte, um vier Wochen verschoben worden, standen nun aber unmittelbar vor der Thür. Am Montag sollte ich aufbrechen, für heute, für Freitag, hatten Käthchen und ich eine Generalwiederholung verabredet. Der Tag war unerträglich heiss, und Käthchen ganz aufgelöst, als sie unser Versteck erreichte. Lag es nun an ihrer Ermüdung oder war ihr Gedächtniss wirklich nicht im Stande, Namen und Zahlen dauernd zu behalten — genug, die Repetition fiel jammervoll

aus. Käthchen war auf das tiefste betrübt. „Es ist doch entsetzlich, wenn man so dumm ist!“ rief sie aus.

„Aber liebste Cousine“, meinte ich, „es liegt doch im Grunde wenig genug daran, ob Sie diese Daten kennen oder nicht!“

Das junge Mädchen fuhr sich mit dem Taschentuche über die Augen und blickte mich dann mit einem verwunderten Ausdrucke an. „Ich muss diese Namen und Zahlen doch einmal behalten“, sagte sie, „wie soll ich da nicht unglücklich sein, wenn ich sie immer wieder vergesse?“

„Aber warum müssen Sie das?“

„Warum?“ stotterte Käthchen, „warum? Nun, weil diese Kenntnisse eben zur Bildung gehören. Und ich werde sie mir schon aneignen“, fuhr sie fort, „und wenn es noch so lange währen sollte. Denken Sie an mein Wort, Vetter — wenn Sie nach den Ferien zurückkommen, kenne ich jeden Namen, jede Zahl.“

Damit erhob sie sich, um den Heimweg

anzutreten. „Kommen Sie morgen noch zu uns?“ fragte sie.

Ich bejahte die Frage, und wir schieden.

Als ich am folgenden Nachmittag nach Inzau ging, zog ein Gewitter herauf, und ich musste eilen, das Gut noch vor seinem Ausbruche zu erreichen. Als ich nun schnell durch das Gartenpförtchen schritt, blieb ich wie angewurzelt stehen, denn auf der Veranda sassen eng umschlungen — Käthchen und der Baron. Als sie mich gewahr wurden, lief Käthchen auf mich zu. „Vetter“, rief sie, „ich bin Braut!“ Damit ergriff sie meinen Arm, und wir eilten gemeinsam dem Baron entgegen. „Vetter“, rief sie wieder, als wir ihn an der Treppe der Veranda erreichten, „Vetter, er will mich dummes, ungebildetes Mädchen wirklich zu seiner Frau machen!“ Und damit beugte sie sich, ehe er es verhindern konnte, auf die Hand des Barons herab und küsste sie.

„Käthchen“, rief dieser erschreckt, „nicht doch — lass doch — was thust du?“

„Ich gelobe, dir zu leben bis zum letzten Athemzuge.“

Ein Windstoss stürzte jäh in den Hof, ein langer Blitzstrahl fuhr hernieder, und das Krachen des Donners liess den Boden unter unsern Füssen erbeben.

Der Baron war auffallend fassungslos. Er war kreidebleich geworden, und seine Augen blickten für ein paar Sekunden wirr ins Weite. Dann fuhr er mit der Rechten über die Stirn.

„Was hast du?“ fragte Käthchen zärtlich, indem sie ihre Arme um seinen Hals schlang.

„Es ist nichts“, war die Antwort. „Du musst nicht solche Scenen machen, Käthchen. Was soll der Vetter von uns denken?“

Käthchen schüttelte den Kopf. „Niemand weiss besser als er, wie dumm und ungebildet ich bin“, erwiderte sie.

„Das nicht“, rief der Baron, „aber ich will gern glauben, dass ausser mir niemand so gut wie er weiss, was für ein liebes, holdes Mädchen du bist.“

Ich brachte nun meine Glückwünsche an und erfuhr, dass das Paar sich am Vormittag verlobt hatte. „Und, was das Beste ist, in sechs Wochen ist Hochzeit!“ schloss der Baron.

In diesem Augenblick fuhr wieder ein Windstoss auf den Hof, raste über ihn hin und überschüttete uns mit Staub und Strohhalmen. Wir flüchteten uns ins Haus, und ich gratulirte auch dem alten Herrn. Er empfing meine Glückwünsche mit einer gewissen verdriesslichen Würde, wie jemand, der der Parthie zwar keine Hindernisse in den Weg legen will, sich aber auch nicht eben über sie freut. „Der Baron glaubt, mit Käthe glücklich werden zu können“, sagte er.

„Allerdings“, versetzte der Baron nicht ohne Schärfe.

Käthchen deckte jetzt den Kaffeetisch, ging und kam. Der alte Hortensius prahlte unterdessen ein wenig mit seinen fünf akademisch gebildeten Ahnherren, offenbar, um dem Baron anzudeuten, dass,

wer eine Hortensius heirathe, unter keinen Umständen eine Mesalliance schliessen könne. Der Baron hörte schweigend zu und blickte hinaus auf den Hof, auf dem jetzt der Regen in Strömen niederging. Es fiel mir auf, dass er sehr bleich war. Als nach einiger Zeit in dem Vortrage des alten Herrn eine Pause eintrat, stand der Baron auf und ging hinaus, vermuthlich zu Käthchen in die Küche.

„Wenn Käthchen einen gebildeten Mann aus guter Familie heirathen wollte“, sagte Hortensius halblaut, indem er sich zu mir hinüberbeugte, „so würde ich ihn bedauern, denn es leuchtet ein, dass eine solche Frau keine klugen Kinder gebären kann, aber für einen Edelmann ist sie immerhin klug genug.“

„Sie unterschätzen Käthchen“, erwiderte ich unwillig.

Das Brautpaar kehrte zu uns zurück, aber Käthchen brachte statt des erwarteten Kaffee ein Servirbrett mit Champagnergläsern, und der Baron trug eine Flasche.

Wir stiessen auf das Wohl des Brautpaares an, und der Baron wurde allmählig beredt. Er trank hastig ein Glas nach dem anderen, und als die erste Flasche geleert war, holte er eine andere aus dem Nebenzimmer. Als wir auch mit dieser fertig waren — Flaschen wie Gläser stammten natürlich aus Ulmenhof — folgte die dritte.

Hortensius trank fast ebenso schnell wie der Baron. Es mochte manches Jahr vergangen sein, seit er zum letztenmal Champagner vor sich perlen sah, und er schlürfte ihn jetzt mit einer gewissen Gier. Käthchen, die den berühmten Wein noch nie gesehen hatte, nippte anfangs nur an ihm, fand aber, dass er sehr wohlschmeckend sei, und leerte nun auch einige Gläser. Sie betheiligte sich nicht an dem Gespräche, aber aus ihren leuchtenden Augen, den gerötheten Wangen und den halbgeöffneten Lippen sprach ein sie ganz erfüllendes Glück.

Hortensius und der Baron führten fast

allein das Wort. Es war von allem Möglichen die Rede, vom Krimkriege, von Reichs- und Landespolitik, vor allem von Napoleon III. Käthchen hielt mit beiden Händen die Rechte ihres Bräutigams, und ihre Augen lasen ihm die Worte von den Lippen.

Nach einiger Zeit wurde der alte Herr einigemal recht ausfallend. Der Baron blickte ihn verwundert an, biss sich aber auf die Lippen und schwieg. Er nahm es auch hin, als Hortensius sehr deutlich andeutete, dass eben nur solche Personen einen so eminent klugen Mann wie Napoleon III. nach Gebühr schätzen könnten, die selbst klug wären. Mit dem, was man so in der Gesellschaft „Verstand“ nenne, liesse sich in solchem Falle allerdings nichts anfangen.

Das Gesicht des alten Herrn wurde jetzt allmählich dunkelroth. „Napoleon“, sagte er mit einer Stimme, die klang, als ob er ohne Zunge spräche, „Napoleon wird mit dem europäischen Junkerthum auf-

räumen und wird einen neuen Adel gründen, einen Adel aus den Kreisen der Intelligenz. An die Stelle der anmassenden Enkel roher Raubritter werden die gebildeten Enkel von wahrhaft verdienten Männern treten. Das ist der Grund, warum ihn der Unverstand aller Länder hasst.“

„Mein liebes Käthchen“, sagte der Baron, indem er sich erhob, „du wirst es nicht übelnehmen, wenn ich jetzt aufbreche, allein Herr Sandmann, mein Zeichenlehrer, ist krank, und ich muss Ogiello in der Pflege ablösen. Nicht wahr, lieber Grosspapa, auch Sie zürnen mir unter diesen Umständen nicht, wenn ich Sie verlasse?“

Er reichte dem Alten die Rechte hin, aber dieser behielt beide Hände in den Hosentaschen. „Wer nicht einsieht, dass Napoleon ebenso die Prinzipien der Gegenwart vertritt wie repräsentirt“, sagte er dumpf, „beweist damit, dass er die Zeichen der Zeit nicht versteht.“

Der Baron zuckte die Achseln. „Gehen wir?“ fragte er, zu mir gewandt.

Wir brachen auf. Käthchen wollte uns bis an den Fluss geleiten, aber der Baron duldete es nicht. „Du darfst den alten Herrn jetzt nicht allein lassen“, sagte er.

Käthchen umarmte ihn. „O wie bist du gut“, rief sie. „Ist es möglich, dass man so glücklich sein kann, wie ich!“

„Mein theures Käthchen“, versetzte der Baron, „ich wünschte, ich wäre so gut, wie du glaubst.“

Das Gewitter war vorüber, aber am Himmel trieb ein heftiger Wind noch schwere Wolken vor sich her, und nur für einen Augenblick war der Mond von Zeit zu Zeit sichtbar. So eben jetzt, und ich sah bei seinem Scheine, dass der Baron wieder so bleich war wie vorhin. Es war empfindlich kalt geworden, und wir zitterten in unsern leichten Sommerkleidern vor Kälte, als wir durch den Garten zum Ufer hinabgingen. „Sie sind

sehr nachsichtig gegen den alten Herrn“, bemerkte ich.

Der Baron blieb stehen. „Ich wünschte, er wäre nicht Käthchens Grossvater“, erwiderte er, „aber da er es einmal ist, so bleibt mir nichts übrig, als mich zu freuen, dass ein Mann, von dem fünf Vorfahren studirten, weil sie nicht verhungern wollten, wenigstens einwilligt, dass seine Enkelin einen Edelmann von vierundsechzig Ahnen heirathet. Indessen — ich würde Käthchen ganz andere Opfer bringen, als sie das thörichte Benehmen des alten Mannes von mir verlangt.“

Er blieb noch ein paar Augenblicke stehen. Es war als ob er mir etwas sagen wollte, es kam aber nichts mehr über seine Lippen, und wir gingen weiter.

Als wir am anderen Ufer landeten, stand ein in einen weiten Mantel gehüllter Mann am Wasser, als ob er auf uns warte. „Guten Abend, Sandmann“, sagte der Baron, indem er aus dem Boote sprang. „Mein Zeichenlehrer“, fügte er, zu mir

gewandt, hinzu. Es gab eben wieder etwas Mondschein, und ich sah eine Brille glitzern und ein langes, schmales, bartloses Gesicht.

Guten Abend von hüben und guten Abend von drüben, und wir gingen auseinander.

Ich musste, während ich auf der Höhe des Flussufers hinschritt, immer wieder an den Baron denken. Er war heute so seltsam gewesen. Ich hatte den Eindruck empfangen, als ob er irgend ein leidenschaftliches Gefühl mit Anstrengung aller seiner Kräfte unterdrückte. Und das am Abend seiner Verlobung mit Käthchen!

Die empfangenen Eindrücke und vielleicht auch der Wein hatten mich überhaupt nervös gemacht. Obgleich ich daran gewöhnt war, im Dunkeln im Freien zu sein, empfand ich heute ein lebhaftes Angstgefühl, und ich fühlte mein Herz heftig schlagen. Jetzt hörte mein durch die gegenstandslose Furcht geschärftes Ohr Steine den Uferhang herabrollen. Ich

blieb stehen und lauschte. Kein Zweifel, es kam mir Jemand entgegen. Wie thöricht — beruhigte ich mich — darüber zu erschrecken! Es war Jemand aus Ulmenhof, der im Kirchenkruge gewesen war und nun heimkehrte. Ich ging weiter und sah gleich darauf die Gestalt eines Mannes vor mir auftauchen. Als ich sie erreicht hatte, blieb der Mann stehen. „Guten Abend“, sagte er. „Kommen Sie vielleicht aus Ulmenhof?“

Der Mann war, soviel ich in der Dunkelheit erkennen konnte, wie ein Bauer gekleidet, aber seine Sprache klang nicht wie die eines solchen. Er sprach das, was die Bauern „Herren-Lettisch“ nennen.

Mein Herz schlug wieder so heftig, dass ich kaum antworten konnte. „Ja“, brachte ich endlich hervor, aber mein eigenes Wort klang mir, als ob ein anderer es ausgesprochen hätte.

„Können Sie mir vielleicht sagen, ob der Baron zu Hause ist?“ fragte der Unbekannte weiter.

„Ja“, erwiderte ich wieder. Ich strengte meine Augen auf das äusserste an und glaubte zu erkennen, dass der Mann vor mir einen grossen Schnurrbart trug. Das war sehr auffallend, denn ein solcher kam damals beim Landvolke kaum je vor.

„Sie sind wohl ein Jungherr aus dem Pastorat?“ hiess es weiter.

„Ja“, erwiderte ich widerwillig. Ich bebte am ganzen Leibe, halb vor Kälte, halb vor innerer Aufregung.

„Können Sie mir wohl sagen“, fragte der Fremde weiter, „ob es zwischen Ulmenhof und Inzau eine Furth giebt, die Jemand, der nicht zu schwimmen versteht, durchwaten kann? Ich muss später wieder über den Fluss und möchte nicht wieder bis zur Fähre bei der Kirche zurück.“

Die Frage bewies mir, dass der Mann hier ganz fremd war, und dieser Umstand wirkte auf mich ungemein beruhigend. Wer Uebles plante, konnte nicht so ganz unorientirt sein.

„Zwischen den Höfen giebt es keine Furth“, erwiderte ich, „wohl aber unterhalb und oberhalb derselben. Uebrigens bedarf es einer solchen nicht. Wenn Sie hart am Ufer entlang gehen, finden Sie bald ein Boot. Jedenfalls werden Sie ein solches von Ulmenhof aus benutzen können.“

„Ich danke Ihnen.“

Damit trennten wir uns, und ich setzte meinen Weg ganz beruhigt fort. Ich musste nun selbst über meine Furcht lächeln, die mir einen harmlosen Wanderer so bedenklich hatte erscheinen lassen. Der mochte ein ehemaliger Soldat sein, der in Ulmenhof eine Anstellung suchte.

Ich hatte das Pastorat schon fast erreicht und war eben im Begriff, das Ufer zu verlassen, als der Mond wieder zum Vorschein kam. Bei seinem Scheine hatte ich einen sehr ungewohnten Anblick, ich gewahrte nämlich ein ziemlich grosses Boot, das stromaufwärts ging. Da der Fluss in dieser Jahreszeit auch für Boote

nicht schiffbar ist, und der Verkehr von Ufer zu Ufer nur durch Kähne betrieben wird, hatte dieses zu Berg gehende Boot etwas sehr Auffallendes. Soviel ich sehen konnte, sassen vier oder sechs Männer in demselben, während zwei andere, die vorn resp. hinten standen, es mit den ortsüblichen Stangen stromaufwärts stiessen. Diese beiden kannten offenbar das Flussbett ganz genau, denn sie verfolgten mit grosser Sicherheit die sich vielfach hin und her windende Fluthrinne. Da ich selbst damals zwischen Annenburg und Grafenthal als Lotse hätte fungiren können, so wusste ich, dass nur Einheimische sie finden konnten, anderseits aber widersprach es allen Gewohnheiten dieser, sich bei solchem Wasserstande und noch dazu bei solchem Wetter eines Bootes zu bedienen, um stromauf zu fahren. Man kam eben zu Fuss unvergleichlich rascher vorwärts.

Ich blickte dem Fahrzeuge nach, bis eine Wolke Mond und Boot wieder ver-

hüllte. Ich verspürte eine Regung in mir, das geheimnissvolle Boot und den Fremdling von vorhin in einen gewissen Zusammenhang zu bringen, verwarf den Gedanken aber bald wieder und eilte nach Hause. Dort lag ich noch eine Weile in halbwachem Zustande im Bette und erlebte dann im Traume, dass der Fremde, die Insassen des Bootes und der Zeichenlehrer gemeinsam über den Baron herfielen, wurde darüber wieder wach, trank ein Glas Wasser und verfiel in tiefen Schlaf.

Ich wurde davon wach, dass Jemand meinen Namen rief und mich heftig rüttelte. Als ich die Augen aufthat, sah ich meinen Onkel und meine Tante im Nachtkostüm an meinem Bette stehen. Draussen herrschte schon die Morgendämmerung.

„Du warst gestern in Inzau?“ fragte mein Onkel. „War der alte Hortensius schon krank?“

„Nein“, erwiderte ich erschreckt. „im

Gegentheil, wir feierten die Verlobung Käthchens mit dem Baron.“

„Eine schöne Verlobung“, sagte meine Tante hart. „Der ganze Hof soll voll Gensdarmen stecken.“

Ich sprang entsetzt aus dem Bette. „Und der alte Hortensius?“ fragte ich.

„Er ist tot. Ein Schlagfluss hat seinem Leben ein Ende gemacht.“ Damit gingen sie.

Die Vetter und ich warfen uns in unsere Kleider und stürzten hinunter. Im Pastorat war schon alles auf, und die Knechte und Mägde standen am Rande der Wiese und blickten hinüber nach Ulmenhof. Von allen Seiten her sah man Bauern einzeln oder paarweise dorthin eilen, als ob es im Hofe brenne. Unsere Leute standen im Kreise um den Jungen aus Inzau, den der dortige Vorknecht zu meinem Onkel geschickt hatte, und hörten ihn erzählen. Bald nach unserm Fortgehen hatte der alte Hortensius über starke Wallungen geklagt und sich Eis-

umschläge auf den Kopf machen lassen. Kurz vor Mitternacht wäre er dann plötzlich umgefallen und sofort verschieden. Das gnädige Fräulein habe, hiess es, sofort nach dem Baron geschickt, aber als die Magd ans Ufer kam, brachen drüben eben von allen Seiten Gensdarmen ins Haus. Diese wären in der Dunkelheit theils zu Wagen, theils zu Pferde aus der Stadt gekommen, während andere sich durch den Kirchenkrüger und seinen Fährmann zu Boot hätten stromaufwärts stossen lassen, um das Ufer zu besetzen. Während des Ueberfalles seien Schüsse gefallen, man wisse aber nicht, wer sie abgegeben habe, denn das Haus werde streng bewacht und Niemand dürfe hinein. Auch das gnädige Fräulein, das auf die Kunde von dem Vorgefallenen sofort nach Ulmenhof geeilt sei, habe der Kapitän, der die Gensdarmen kommandirte, zurückgewiesen und sie selbst wieder an das Ufer gebracht.

Wir liefen nun, so schnell wir konnten, nach Ulmenhof. Dort sah es wirr genug

aus. Eine grosse Menge Bauern jeden Alters und jeden Geschlechts umstand den Hof. Auf diesem selbst hielten eine Anzahl Wagen, deren Pferden man Futter vorgelegt hatte. Einige Gensdarmen hielten die Neugierigen fern, während andere in der Stallthür standen und wieder andere das Haus bewachten. Als wir in den Kreis traten, kamen eben der Arzt und der Feldscher im Galopp auf den Hof gefahren, sprangen schnell aus dem Wagen und eilten ins Haus.

Ich wandte mich an einen der Gensdarmen und fragte ihn, ob der Baron verwundet sei. Er schüttelte den Kopf, liess sich aber auf kein Gespräch mit mir ein. Ein neben mir stehender Bauer war mittheilsamer. „Der Baron soll sich gleich gefangen gegeben haben“, erzählte er, „aber der Pole hat geschossen und einen Gensdarmen schwer verwundet. Darauf hat ihm ein anderer Gensdarm mit dem Säbel über den Kopf gehauen, so dass er niederfiel.“

„Aber worum handelt es sich denn eigentlich?“ fragte ich.

„Sie sollen alle zusammen falsches Geld gemacht haben“, war die Antwort.

Ich dachte an die Zeichenkünste des Barons, an den Zeichenlehrer — grosser Gott, war es möglich? Und Käthchen! Das unglückselige Käthchen!

Ich eilte an den Fluss und fuhr hinüber nach Inzau. Auch hier stand eine Menge Volk vor dem Hause und gaffte die Thür an, als ob sie zu einer Schaubude führte.

Die auf den Flur mündenden Thüren waren geöffnet. In dem an das Arbeitszimmer des alten Herrn stossenden kleinen Schlafzimmer waren einige ältere Bauern und Bäuerinnen um die Leiche desselben beschäftigt. Käthchen war nicht zugegen. Ich fand sie endlich in dem hintersten Zimmer der anderen Seite. Sie hatte beide Arme auf den Tisch gelegt und ihr Gesicht auf die Arme.

Mir wollte das Herz brechen vor Theilnahme. „Käthchen“, sagte ich leise.

Sie fuhr beim Klange meiner Stimme empor, blickte mich wirr an und sprang auf. „Vetter“, rief sie, indem sie meinen Arm ergriff, „Vetter, es ist nicht möglich. Sagen Sie mir, dass es nicht möglich ist!“

Als ich verwirrt schwieg, fuhr sie schnell fort: „Nein, nein, es kann nicht sein. Er, ein Falschmünzer! Es muss, es wird sich alles aufklären!“

„Gewiss, Käthchen“, brachte ich hervor.

„Nicht wahr?“ rief sie lebhaft. „Also Sie glauben es auch? Wie konnte ich auch so unsinnig sein, auch nur einen Augenblick zu zweifeln!“

Sie richtete sich völlig auf und wollte an mir vorüberschreiten. „Wohin, Käthchen?“ rief ich.

„Zu meinem Grossvater. Zunächst muss ich für ihn sorgen.“

„Und dann?“ fragte ich unwillkürlich.

„Und dann?“ wiederholte Käthchen verwundert. „Und dann? Dann gehört mein Leben natürlich ihm.“

In diesem Augenblicke sah ich meinen Onkel und meine Tante auf uns zu kommen. Ich benutzte die Begrüssung, um mich zu entfernen und wieder nach Ulmenhof zu eilen.

Dort sah es jetzt anders aus. Die Wagen waren reisefertig, die berittenen Gensdarmen hatten ihre Pferde aus dem Stalle gezogen und gesattelt, man war im Begriff aufzubrechen. Obgleich der Regen jetzt in Strömen fiel, hielt die Menge der Zuschauer, die sich mittlerweile noch sehr vermehrt hatte, doch regungslos aus. Endlich trat ein Gensdarm aus dem Hause auf die Vortreppe und winkte. Ein Wagen fuhr vor, und zwei Gensdarmen nahmen neben ihm Platz. Wieder öffnete sich die Thür, und geführt vom Kapitän der Truppe erschien der Baron. Er hatte eine Mütze tief ins Gesicht gedrückt und einen weiten Radmantel um, so dass wir nicht sehen konnten, ob man ihm die Hände gebunden hatte oder nicht, doch schien es so, denn er wurde von den Gensdarmen in den

Wagen gehoben. Je einer von ihnen nahm dann mit gezogenem Säbel an jeder Seite des Gefangenen Platz. In gleicher Weise wurden dann Ogiello, dessen Kopf verbunden war, und Sandmann untergebracht. Zu meiner Verwunderung war übrigens damit die Reihe der Gefangenen noch nicht zu Ende, es erschienen vielmehr noch zwei Personen, die ebenfalls zwischen je zwei Gensdarmen gesetzt wurden. Endlich fuhr auch der Wagen des Kapitäns vor und setzte sich, nachdem dieser und ein junger Assessor des Hauptmannsgerichtes in ihm Platz genommen hatten, an die Spitze des traurigen Zuges. Die berittenen Gensdarmen schlossen sich hinten an, das Kommando: „Vorwärts!“ ertönte, und die Pferde fielen in scharfen Trab. In wenigen Augenblicken war alles in dem nun wolkenbruchartig strömenden Regen verschwunden.

Ich hatte mich vergeblich bemüht, einen Blick des Barons zu erhaschen. Er sah, soviel ich gewahren konnte, kein

einziges Mal auf. Auch die übrigen Gefangenen blickten scheinbar theilnahmlos vor sich hin, und nur Ogiello schien mir verächtlich zu lächeln.

Als der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, stob alles auseinander und eilte nach Hause. Auch ich, denn ich sagte mir, dass ich in Inzau jetzt nur stören konnte.

Mein Onkel kehrte erst kurz vor Tische zurück und zwar allein, meine Tante war bei Käthchen geblieben. Der erstere liess sich erst von mir ausführlich erzählen, was ich gesehen und beobachtet hatte und theilte mir dann mit, was er von dem Arzt, der von Ulmenhof aus nach Inzau gekommen war, in Erfahrung gebracht hatte. Darnach erschien es in der That unzweifelhaft, dass der Baron an der Spitze einer weit verzweigten Falschmünzerbande stand, und dass in Ulmenhof selbst das falsche Papiergeld angefertigt worden war. Die Aussagen eines in Wilna verhafteten Juden hatten das ganze Getriebe blossgelegt, und die

Falschmünzer waren ganz ungewarnt verhaftet worden. Ausser Sandmann, der ein Lithograph war, hielten sich noch zwei andere Falschmünzer ständig in Ulmenhof auf, beide unter der Maske von Dienern des Barons. Man hatte bei der Untersuchung nicht nur die Platten und Instrumente, sondern auch zahlreiche schon fertige und, wie es schien, mit grösster Geschicklichkeit gefälschte Zehn-, Fünf- und Dreirubelscheine gefunden, und zwar in der Couchette des Barons. Dieser hatte bei dem vorläufigen Verhör jede Aussage verweigert und war überhaupt nicht dazu zu bewegen gewesen, auch nur ein Wort zu sprechen. Offenbar war eine solche Taktik schon vorher für alle Fälle verabredet worden, denn die Gefährten des Barons hatten genau so gehandelt wie er.

Unter diesen Umständen konnte an der Schuld des letzteren nicht länger gezweifelt werden. „Das unglückliche Mädchen“, sagte mein Onkel theilnehmend, „hofft noch, dass es sich um ein Missverständniss

handle. Wie schrecklich wird sie enttäuscht werden, wenn sie den Hergang erfährt! Aber das soll jedenfalls erst nach der Bestattung ihres Grossvaters geschehen. Gott sei Dank übrigens, dass ich dem Fremden von vornherein misstraute und dir nicht gestattete, bei ihm zu verkehren. Du hättest sonst, trotz deiner Jugend, in die Untersuchung verwickelt werden können.“

Meine Tante blieb die Nacht über in Inzau, und ich fuhr am anderen Morgen fort, ohne ihr und Käthchen Lebewohl gesagt zu haben. Mein Onkel gestattete nicht, dass ich mich bei ihnen verabschiedete.

Die Meinigen befanden sich noch im Seebade, und ich begab mich ebenfalls dorthin.

Bei dem ungeheuren Aufsehen, welches die Entdeckung der Falschmünzerbande im ganzen Lande erregte, war natürlich auch am Strande viel von dieser die Rede, und man verschlang jede Nachricht, welche

der eine oder der andere aus der Stadt kommende Herr über die Resultate der Untersuchung brachte. Mit welchem Interesse ich alles verfolgte, was sich auf den Baron bezog, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Die Nachrichten waren übrigens auch an und für sich höchst interessant. Der Baron leugnete jetzt hartnäckig, irgend etwas von dem gewusst zu haben, was um ihn her vorgegangen war. Er sagte aus, dass er Ogiello seit lange kenne und ihm, der zur Zeit kein Heim besessen, einfach sein Haus zur Verfügung gestellt habe. Die beiden Diener habe er auf Ogiello's Rath engagiert, ebenso auch Sandmann, den er durchaus für einen harmlosen Künstler gehalten. Auf die Frage, aus welchen Quellen er die Mittel zu seinem luxuriösen Leben bezogen, hatte er geantwortet, dass er in Petersburg im Spiel eine grosse Summe gewonnen habe. Um diese nicht etwa wieder einzubüssen, habe er sich gelobt, nie wieder eine Karte

anzurühren. Aus demselben Grunde habe er sich entschlossen, ein Gut zu pachten und seine Tage als Landwirth zu beschliessen. Sein Verkehr mit den Juden erkläre sich nur aus seiner Leidenschaft für Pferde, und er habe nicht geahnt, dass sie aus Ulmenhof falsches Geld fortbrachten.

Ganz anders lauteten die Aussagen der übrigen Gefangenen. Unter diesen hatte sich Sandmann, wie es schien, entschlossen, ein volles, rückhaltloses Geständniss abzulegen. Nach seinen Aussagen waren Ogiello und der Baron die Leiter wie die Seele der verbrecherischen Thätigkeit. Sie hatten nicht nur ihn und seine Komplicen gemeinsam engagiert, sondern sich auch persönlich an der Arbeit betheiligt. Sie hatten ferner Beziehungen mit ihren ehemaligen Spielgenossen angeknüpft und grosse Summen falschen Geldes an diese, die im ganzen Reiche zerstreut lebten, abgehen lassen. Ogleich diese Korrespondenz ausschliesslich von Ogiello und dem

Baron geführt worden war, wusste Sandmann doch einige Adressen zu nennen, und er machte überdies eine grosse Anzahl Juden namhaft, die unter dem Schein des Pferdehandels das in Ulmenhof fabrizirte falsche Geld dort abholten und dann durch ganz Litauen und Polen vertrieben.

So das Geständniss Sandmanns. Ogiello hatte man noch nicht vernehmen können, weil er in Folge der bei seiner Verhaftung erhaltenen Kopfwunde schwer krank darniederlag. Es war das auch später nicht möglich, und er starb, ohne irgend eine Aussage gemacht zu haben.

Die beiden anderen Lithographen hielten sich an das alte: „Ich weiss von nichts.“

Das Interesse, mit welchem das Publikum den Prozess, der jetzt die weitesten Dimensionen annahm, verfolgte, wurde dadurch nicht wenig erhöht, dass die Braut des Barons an ihm festhielt und alles aufbot, um sein Geschick theilen zu dürfen.

Käthchen hatte sich in der That unmittelbar von der Beerdigung in die Stadt begeben und durch einen Fussfall bei dem Gouverneur die Erlaubniss erhalten, den Baron zu sprechen. Es rührte jedes Herz, als man erfuhr, dass sie bei diesem Wiedersehen den Baron, der natürlich auch ihr gegenüber seine Unschuld betheuerte, anflehte, sich mit ihr im Gefängniss trauen zu lassen. „Ich gehöre zu dir“, hatte sie gesagt, „und ich kann vielleicht mehr für dich thun, wenn ich deine Frau, als wenn ich deine Braut bin.“ Als der Baron ihre Bitte mit aller Energie abschlug und ihr erklärte, er würde sie unter keinen Umständen an sein bescholtenes Dasein fesseln, hatte sie wehmüthig lächelnd geantwortet: „Wie du willst. Es ist ja im Grunde auch einerlei, denn ich mag nun deine Frau oder deine Braut sein, ich gehöre doch zu dir wie dein Schatten.“

Käthchens Hingabe blieb nicht unbelohnt. Eine grosse Anzahl angesehener Männer und Frauen erinnerten sich jetzt

daran, dass so oder so Hortensius'sches Blut in ihren Adern floss, und nahmen sich der verwaisten Cousine warmherzig an. Ein allseitig geschätzter Geistlicher räumte ihr ein Zimmer in seinem Hause ein, der erste Rechtsanwalt übernahm ihr zu Liebe die Vertheidigung des Barons. Als ich in die Stadt kam, hatte sich zu ihrem Schutze eine Verbindung von Männern gebildet, welche durchaus befähigt und ganz und gar willens war, ihre Aufgabe auszuführen. Und doch war Käthchens Lage eine höchst beklagenswerthe und zwar keineswegs nur um ihrer Beziehungen zu dem Baron willen. Aufgewachsen in tiefster ländlicher Einsamkeit und keineswegs mit der Bildung ausgerüstet, welche ein Gemeingut der Familien war, unter denen sie sich jetzt bewegte, machte sie auf mich den Eindruck einer Taube, die sich in einen fremden Schlag verirrt hat. Als ich zum erstenmal ihr Zimmer betrat, überflog ein dunkles Roth ihr jetzt so bleiches Antlitz.

„Gott sei Dank, ein bekanntes Gesicht“, sagte sie tief aufathmend. Dann aber war es, als ob sie sich auf ihre Pflicht besinne. „Missverstehen Sie mich nicht, Vetter“, sagte sie, „sie sind ja hier alle so einzig freundlich gegen mich, und ich kann ja Gott dafür nicht genug danken. Was könnte ich auch ohne sie für ihn thun! Es wird mir nur manchmal schwer, mich in diese mir so ganz fremden Verhältnisse zu finden. Ich fürchte immer etwas zu sagen, wodurch ich die Verwandten verletze.“

„Liebstes Käthchen“, rief ich, „Sie haben gewiss noch nie Jemand verletzt und werden auch nie Jemand verletzen.“

Es flog ein liebliches Lächeln über ihr Gesicht, ein Lächeln aus den Tagen unserer Bootpartien und Schlittenfahrten, gleich darauf aber blickte sie wieder ernst und brach dann in Thränen aus.

„Käthchen“, rief ich, „liebstes Käthchen, was haben Sie?“

Käthchen schluchzte eine Weile still

vor sich hin. „Mein Grossvater“, kam es dann wie ein Hauch über ihre Lippen, „mein Grossvater!“

„Was ist's mit Ihrem Grossvater, Käthchen? Wenn je eine Enkelin ihre Pflicht gegen ihren Ahnherrn treu und rückhaltlos erfüllt hat, so sind Sie es.“

Käthchen schüttelte den Kopf. „Wenn es wäre, wie Sie sagen“, flüsterte sie, „so hätte er nicht so unzufrieden mit mir sein können — bis zuletzt.“

Die Dämmerung brach bereits herein, aber Käthchen sass am Fenster, und ich konnte jeden Zug in ihrem lieben Gesichte sehen. Sie blickte unverwandt empor zu dem Stückchen Himmel, das sich über den dunkeln Hof spannte. „Der Segen der Eltern baut den Kindern das Haus“, sprach sie langsam weiter — und es war, als ob sie mich ganz vergessen hatte und nur mit sich selbst redete — „mir hat er gefehlt, da konnte es uns auch nicht gelingen!“

Ich sprach eifrig auf sie ein und suchte

sie zu überzeugen, dass sie ihrem Grossvater gegenüber ihre Pflicht ganz erfüllt habe. Sie hörte mich schweigend an, aber als ich aufhörte, schüttelte sie wieder den Kopf. „Es mag Ihnen wohl so erschienen sein, wie Sie sagen“, erwiderte sei, „aber es war nicht so. Wenn mein Grossvater unfreundlich war, ist mancher hässliche Gedanke in mir aufgestiegen. Nicht nach unsern Thaten, sondern nach unsern Gedanken werden wir gerichtet. Ich habe ja aber überdies auch manches gegen seinen Willen gethan. Da heisst es denn jetzt sich geduldig beugen unter Gottes Willen.“

„Hofft der Baron freigesprochen zu werden?“ fragte ich nach einer Weile.

Käthchen fuhr sich mit dem Taschentuche über die Augen und richtete sich auf, wie ein Soldat, der das Signal vernimmt, das ihn zur Fahne ruft. Sie erzählte mir, dass die Verhältnisse so ungünstig für ihren Bräutigam lägen, dass er kaum hoffen dürfe, die Richter von

seiner Unschuld zu überzeugen. Aus ihren Worten ging hervor, dass sie es für ganz selbstverständlich hielt, eventuell den Baron nach Sibirien zu begleiten.

Ich sah Käthchen noch ein paarmal im engsten Familienkreise, ohne indessen mit ihr vertraut verkehren zu können, und kehrte dann in die Pension zurück.

Als ich vor Weihnachten wieder in die Stadt kam, weilte Käthchen nicht mehr in derselben. Bei dem Umfange, welchen die Untersuchung angenommen hatte, war von allerhöchster Stelle aus befohlen worden, den Prozess gegen sämmtliche Angeklagte — und unter ihnen befanden sich jetzt zahlreiche russische Edelleute aus allen möglichen Gouvernements — vor einem Petersburger Gerichtshofe zu führen, in Folge dessen wurden auch der Baron und seine Genossen dorthin geschickt. Da hatte man auch Käthchen nicht zurückhalten können. Sie hatte alles zu Geld gemacht, was sie von ihrem Grossvater geerbt und was sie sonst be-

sass, und hatte sich ebenfalls in die Residenz begeben.

Während des nächsten Jahres hörten wir noch von ihr. Sie sollte es durch die Protection des damaligen Generalgouverneurs, der ein höchst ritterlicher Mann war, sowie einiger kurländischer Edelleute durchgesetzt haben, dass sie den Baron zweimal wöchentlich sehen konnte. Im übrigen sollte sie in einer Dachwohnung am Kleinen Prospect von Wassiljewski Ostrow ein einsames Dasein führen. Später drang keine Kunde von Käthchen mehr zu mir. Man hatte damals nur sehr wenig Beziehungen zu Petersburg. Bei dem tiefen Geheimnisse, von dem alle Gerichtsverhandlungen umgeben waren, und bei der Langsamkeit des gerichtlichen Verfahrens jener Tage erfuhr man fast nie, was aus den Verbrechern geworden war, deren Verhaftung vielleicht im ganzen Lande Aufsehen gemacht hatte.

Im nächsten Jahre kamen meine Vetter und ich auf's Gymnasium, und die vielen

neuen Eindrücke nahmen mich so gefangen, dass ich eigentlich nur dann noch an Käthchen dachte, wenn mir der Kapitän der Gensdarmen mit seinem grossen, im Winde fliegenden Schnurrbart begegnete. Und das geschah nicht oft.

Es waren vier Jahre seit den geschilderten Ereignissen vergangen, als sich eines Tages im Verwandtenkreise das Gerücht verbreitete, Käthchen Hortensius werde wieder ins Land kommen. Und es verhielt sich in der That so. Sie hatte an den Pastor, in dessen Hause sie vor vier Jahren Aufnahme gefunden, geschrieben und ihn gebeten, für sie eine Stellung als Wirthschafterin zu suchen. „Mein Bräutigam“, schrieb sie, „ist endlich freigesprochen worden, und er ist im Begriff, sich nach Moskau zu begeben, wo man ihm eine Anstellung im Postfach in Aussicht gestellt hat. Da es aber noch nicht gewiss ist, ob diese Hoffnung sich auch erfüllen wird, so wünscht er, dass ich vorläufig in die Heimath zurück-

kehre und dort bleibe, bis er kommen und mich holen kann.“

Der Pastor, der viele Kinder hatte und sich gerade nach einer Gehülfin für seine Frau umsah, antwortete umgehend, dass sein Haus nach wie vor Käthchen offen stehe, und nach ein paar Wochen traf sie ein und bezog wieder das Stübchen, in welchem ich sie einst besucht hatte. Sie war äusserlich sehr gealtert, aber sie sprach unbefangen von der Vergangenheit, hoffnungsvoll von der Zukunft. Sie erzählte uns, dass sie, als der Process gar nicht von der Stelle kam, schliesslich dem Kaiser auf offener Strasse eine Bittschrift überreicht hatte. Der Kaiser hatte sie darauf holen lassen, und sie hatte ihm ausführlich über ihr Verhältniss zum Baron berichten müssen. Bald darauf war das Urtheil gefällt und der Baron freigesprochen worden.

Im ganzen war ihr Benehmen jetzt viel freier und offener als früher, und sie gewann sich in kurzer Zeit nicht nur die

Herzen der Hausgenossen, sondern auch die der sonstigen Verwandten. Allmählich musste sie freilich ihre Hoffnungen mehr und mehr herabsetzen, denn der Baron konnte durchaus keine Stellung finden. Schliesslich gab ein verhältnissmässig unbedeutender Anlass dem Verhältnisse eine neue und zwar sehr tragische Wendung. Käthchen erhielt nämlich zu Weihnachten ihr erstes Honorar und schickte die kleine Summe sofort an ihren Bräutigam. Sie war nicht wenig erschreckt, als sie das Geld umgehend zurück erhielt. In dem Geleitbriefe schrieb der Baron, Käthchens Sendung habe ihm so recht klar gemacht, wie durchaus unerträglich ihr Verhältniss zu einander sei. Er sei zwar ein sehr unglücklicher, von aller Welt gemiedener Mann, aber sein widriges Geschick habe ihm seinen Mannesstolz nicht geraubt, und er könne und wolle nicht auf Kosten eines Mädchens leben, auf dessen Haupt die Verbindung mit ihm ohnehin nur zu viel Unglück herabgezogen habe. Er gab

Käthchen schliesslich frei und beschwor sie, von dieser Freiheit Gebrauch zu machen. Sollte es ihm je gelingen, sich eine Existenz zu begründen — was er kaum noch zu hoffen wage — so werde er schon ermitteln, ob sie noch frei sei. Ihr im bejahenden Falle endlich schreiben zu können: „Komm, Käthchen, komm!“ würde freilich immer der heisseste Wunsch seines Lebens bleiben.

Ich habe diesen Brief nicht selbst gelesen, denn mein Verhältniss zu Käthchen wurde nach ihrer Rückkehr nicht wieder ein so inniges wie früher. Ich war mittlerweile ein Jüngling geworden, und Interessen aller möglichen Art nahmen mich so in Anspruch, dass ich die Jugendfreundin nur zu sehr vernachlässigte. Sie ihrerseits war wenig geneigt, Jemand an sich zu fesseln, von dem sie glaubte, dass ihm an dem Verkehre mit ihr nicht allzuviel gelegen sei. Da wir uns indessen nicht selten im Hause ihres Beschützers sahen, und da ihr trauriges Geschick nach

wie vor unser aller Theilnahme wach erhielt, so blieb ich doch in Bezug auf ihre Schicksale auf dem Laufenden.

Sie hatte natürlich sofort geschrieben, dass sie nach wie vor an dem Baron festhalten würde, und ihn beschworen, die Correspondenz mit ihr nicht einzustellen, aber der Brief kam als unbestellbar zurück und seinen Nachfolgern erging es nicht anders. Auch alle Nachforschungen, die durch Vermittelung der lutherischen Geistlichen in Moskau nach dem Adressaten angestellt wurden, blieben durchaus fruchtlos. Der Baron war und blieb verschollen.

Seitdem verfiel Käthchen wieder in ihr stilles, schweigendes Wesen zurück und vermied, soviel sie irgend konnte, jeden Verkehr mit Fremden. In der Familie, in der sie lebte, sprach sie aber nicht selten von ihrem Bräutigam, und zwar in einem Tone, als ob es durchaus nur eine Frage der Zeit sei, wann der Brief, der sie zu ihm rief, eintreffen würde. Man nahm das schliesslich hin wie die Mono-

manie eines sonst geistig Gesunden und erfreute sich im übrigen an der unbedingten Hingabe und Treue, mit der Käthchen ihre Pflichten erfüllte. Unter Fremden ging wohl die Spottrede: Der und der warte auf das und das „wie Fräulein Hortensius auf ihren Bräutigam“, aber wir Verwandten behandelten das schöne stille Mädchen mit jener rücksichtsvollen Ehrfurcht, welche dem unverschuldeten, würdig getragenen Unglück gebührt.

Ich war seit drei Jahren auf der Universität, als ich einen Brief erhielt, der heute wieder vor mir liegt und nach dem Eingang so lautet: „Ich habe dir leider heute eine Mittheilung zu machen, die dich sehr erschüttern und ergreifen wird. Käthchen Hortensius ist nicht mehr. Richard erhielt am vorigen Donnerstag durch Vermittelung der Regierung einen an Käthchen adressirten Brief. Diesen Brief hatte ein unbekannter Mann hinterlassen, der am fünfzehnten vorigen Mo-

nats in Taganrog im Hospital gestorben war. Man hatte keinerlei Werthobjekte bei dem Unglücklichen gefunden, und nur aus dem Briefe an Käthchen, den er während seiner letzten Stunden einem deutschen Krankenwärter dictirte, ersehen, welchen Namen er geführt habe. Du kannst dir denken, wie schwer es Richard und Elise wurde, den unseligen Brief, dessen Inhalt ich dir gleich mittheilen werde, Käthchen zu übergeben. Sie hatten übrigens kaum mit einigen Andeutungen begonnen, als Käthchen auch schon errieth, dass der Brief, den sie seit so vielen Jahren erwartete, eingetroffen sei. Sie ersah auch, wie es schien, aus den Gesichtern der beiden, dass der Brief eine Schreckenskunde brachte, aber sie blieb, obgleich sie entsetzlich bleich wurde, scheinbar gefasst, so dass Richard ihr das Schreiben reichte. Sie durchflog die Zeilen, presste dann die Hand, die den Brief hielt, wider die Brust und sprach langsam: ‚Gott sei Dank, jetzt darf ich

endlich zu ihm kommen!‘ Dann brach sie zusammen und war tot.

Alfred, der sofort gerufen wurde, erklärte, ein Herzschlag habe sie getötet. Wie seltsam, man kann also wirklich in gewissem Sinne am gebrochenen Herzen sterben!

Ich setze dir den Brief, der von einer sehr deutlichen Schreiberhand niedergeschrieben ist, hierher. Er lautet:

‚Mein theures Käthchen!

Da ich dich kenne, wie mich selbst, so glaube ich nicht, dass du von der Erlaubniss, welche ich dir einst ertheilte, Gebrauch gemacht und mich vergessen haben wirst. Darum dieses Lebewohl.

Ich habe gehabt weder Glück noch Stern, und es ist mir nicht möglich gewesen, dir zu schreiben: Komm! Erst jetzt hoffe ich ein Heim zu finden, das sein Thor früher oder später auch dir aufthun wird.

Lebe wohl, du theures, treues, liebes Mädchen. Wenn wir uns endlich wieder-

sehen, wirst du wissen, dass ich einmal sehr leichtsinnig, aber nie wirklich schlecht war.

Auf Wiedersehen. Dein etc.‘

Wie seltsam Gott die Geschicke der Menschen lenkt und wie unerforschlich seine Rathschlüsse für uns Staubgeborene bleiben! Warum verbringt der eine seine Tage im Sonnenschein, während der andere in ewigem Schatten verkümmert? Warum musste ein so treffliches Geschöpf wie Käthchen Hortensius den Becher des Leidens bis auf die Neige leeren? Wer kann hierauf eine Antwort geben?“

Der Brief, der mir von Käthchens Tode berichtete, liegt, wie gesagt, während ich diese Zeilen schreibe, neben mir, und wie mein Blick sinnend über die Zeilen hingleitet, erwacht in mir die alte Zeit wieder zu neuem Leben. Die alte Zeit, und mit ihr erwachen die Räthsel, die sie brachte. War der Baron wirklich kein Falschmünzer?

Wenn er es nicht war, warum hatte

er dann nicht seine Unschuld gleich bei seiner Verhaftung betheuert? Wies nicht auch sein seltsames Verhalten während der Verlobung darauf hin, dass eine Schuld ihn drückte? War es endlich denkbar, dass er von lauter Verbrechern umgeben war, ohne es zu ahnen?

Andrerseits — war sein Wesen das eines Falschmünzers? Und lässt sich annehmen, dass ein Verbrecher so handeln würde, wie der Baron gegen Käthchen handelte?

Vielleicht geben seine letzten Worte uns den Schlüssel. Vielleicht ahnte er nur, was um ihn vorging, und liess es geschehen, weil es ihm die Mittel bot, sein Leben nach seinen Wünschen zu gestalten.

Vielleicht war es so — vielleicht auch nicht.

DAS „GUT AN SICH.“

Während ich in Riga lebte, hatte ich das Glück, in einem Kreise sehr bedeutender Menschen verkehren zu dürfen. Diese durch die Bande der Verwandtschaft und langjähriger Freundschaft eng verbundenen Männer und Frauen hatten, was ihnen etwa einst an conventionellem Wesen anhaftete, längst abgestreift, ein jedes gab sich wie es war und sprach wie es dachte. Da nun alle edel empfanden und klug waren, so entwickelte sich in dieser Gesellschaft fast immer eine Conversation, an welche die beiden anderen Ueberlebenden jetzt gewiss ebenso oft und gewiss stets mit derselben schmerzlichen Sehnsucht zurückdenken wie ich. Das ein-

fachste alltäglichste Vorkommniss gab Anlass zu einer Bemerkung, die eine weite Perspective eröffnete. Nun stimmte man zu und führte weiter aus oder man widersprach, und ehe wir uns dessen versahen, waren wir bei den interessantesten und wichtigsten Fragen.

In diesem Kreise nun verlebte ich die letzten Stunden des Jahres 1873. Wir waren diesmal nicht, wie meist, ganz unter uns, denn unser aus Sachsen stammender Wirth hatte sein Haus heute einem an ihn empfohlenen Landsmanne, einem erst im Herbst nach Riga übergesiedelten Professor am Polytechnikum, geöffnet und ihn gebeten, den Sylvesterabend mit uns zu verleben. Dieser Professor war ein älterer Junggeselle von schweigsamem, zurückhaltendem Wesen, doch gefiel er uns gut, und wir plauderten bald, als ob er uns allen seit lange bekannt gewesen wäre. Nun erzählte der Rechtsanwalt, dass vor ein paar Stunden der Doctor so und so, einer der angesehensten Aerzte

der Stadt, plötzlich einem Schlagfluss erlegen sei, und eine der Damen rief unwillkürlich: „Wie traurig!“ „Ob das nun wirklich ‚traurig‘ ist“, meinte ich, „ist denn doch fraglich. Der Doctor war längst Witwer, seine Kinder sind erwachsen und bedürfen weder mehr der Erziehung, noch anderweitiger Hilfeleistungen. Ist es da mit Recht als ‚traurig‘ zu bezeichnen, dass ein schneller Tod seinem Leben ein Ende machte? Oder ist er vielmehr zu beneiden?“

„Sie müssen, wie ich glaube“, nahm jetzt der Staatsrath das Wort, „die Frage dahin stellen, ob das Leben schon an sich ein Gut sei, oder ob es erst unter gewissen Voraussetzungen — z. B. wenn es ein glückliches oder wenn es zum Gedeihen oder zum Glück anderer unentbehrlich ist — ein Gut werde. Wenn wir uns für die erstere Alternative entscheiden, so werden wir in der That auch einen Todesfall wie den, von welchem wir eben reden, bedauern dürfen und bedauern müssen.“

Wir acceptirten die Fragestellung, und es entspann sich eine lebhafte Debatte für und wider. Von beiden Seiten wurden mancherlei Argumente vorgebracht. Das Leben, behaupteten die einen, sei zweifellos an sich ein Gut, denn nur das Leben gebe uns die Möglichkeit, den sittlichen Aufgaben gerecht zu werden, welche Gott dem einzelnen gestellt habe. Da wir nun in keinem Lebensabschnitt und in keinem Verhältniss ohne solche Aufgaben wären, so folge schon daraus, dass wir nicht wünschen dürften, unser Leben verkürzt zu sehen. Es sei ferner zweifellos die Aufgabe jedes einzelnen, schon hier zu einer möglichst hohen Stufe sittlicher Entwickelung aufzusteigen, niemand aber werde in Abrede stellen, dass uns das nur möglich sei, wenn die in einem längeren Leben geführten Kämpfe unsere sittliche Kraft gestärkt und die während derselben gewonnenen Erfahrungen unsere Einsicht vermehrt hätten. Eben deshalb sei auch der Trieb zum Leben der stärkste in der

Seele eines gesund empfindenden Menschen, und je länger der Mensch lebe, um so stärker entwickele sich dieser Trieb, so dass bekanntlich sehr alte Leute ganz besonders am Leben hingen.

Dagegen wurde zunächst eingewendet, dass hier nicht von einem Selbstmord, sondern von einem natürlichen Tode die Rede sei, von einem Falle also, in dem Gott selbst allen sittlichen Aufgaben ein Ende gemacht habe. Es sei sodann doch mindestens fraglich, ob denn wirklich unsere sittliche Entwickelung mit dem Tode endgültig abgeschlossen sei, und die Möglichkeit erscheine in keiner Weise ausgeschlossen, dass wir in jenem Leben vor Aufgaben gestellt würden, von denen wir Menschen uns zwar keine Vorstellung machen könnten, die aber deshalb nicht weniger ernst und bedeutend wären als die irdischen. Die Lust zum Leben endlich sei zweifellos bei den meisten Menschen einer der stärksten Triebe, aber doch keineswegs bei allen. Das würde

nicht nur durch die Selbstmorde, sondern auch durch jene Lebensmüdigkeit und jenen Widerwillen gegen das Leben bewiesen, welche nur zu oft die Begleiterin des Talentes oder sonst höchster Begabung sei. Was sei denn die Askese, die uns doch bei allen Religionen begabter Völker in dieser oder jener Form begegne, anders als die bewusste Verneinung des Lebens bei lebendigem Leibe? Würde denn Jemand von uns, so fragte man, falls es ihm freigestellt würde, sein Leben noch einmal zu beginnen, von dieser Erlaubniss Gebrauch machen?

Dieser letzte Punkt fand zumal lebhaften Widerspruch, und wir gewahrten, dass die Lust am Leben oder die Verneinung desselben nicht nur die grosse Menschheit, sondern auch unsern kleinen Kreis in zwei Parteien theilte.

Der Professor hatte sich an der Debatte nicht betheiligt, sondern sich darauf beschränkt, ihr aufmerksam zu folgen. Als sich nun unser Wirth mit der Frage an

ihn wandte, wie er denn über diese Dinge denke, erwiderte er, indem er mit einer schnellen Kopfbewegung die Haarlocke, die ihm auf die Stirn herabgefallen war, zurückwarf: „Ich bin der Ueberzeugung, dass das Leben nicht nur an sich ein Gut, sondern das höchste Gut, das ‚Gut an sich' ist, und ich glaube Ihnen das beweisen zu können."

„Und wodurch?"

„Dadurch, dass ich Ihnen ein Erlebniss aus meinem Leben erzähle."

„Vortrefflich. Erzählen Sie!"

Unser aller Augen hafteten jetzt auf dem klugen, scharf geschnittenen Gesichte des Professors. Dieser lehnte sich in seinen Sessel zurück und erzählte, während seine schmale, weisse Rechte in seinem schwarzen, bereits von Silberfäden durchzogenen Vollbart spielte, wie folgt: „Ich bin einer armen Wittwe Sohn und ich habe eine schwere Jugend hinter mir. Mein Vater, der im sächsischen Erzgebirge Förster war, wurde, als ich erst acht

Jahre alt war, von einem Wilddiebe erschossen, und meine Mutter blieb mit sechs Kindern und einer Pension zurück, die viel zu gering war, um ihr auch nur die bescheidenste Existenz zu ermöglichen. Wir siedelten nun nach Dresden über, und meine Mutter vermiethete möblierte Zimmer an Fremde, sie erlag aber nach einigen Jahren den damit verbundenen Anstrengungen, und wir Kinder wurden vertheilt. Da ich eine leidliche Stimme hatte, wurde ich in das Alumnat des Thomasgymnasiums zu Leipzig aufgenommen, und da ich ferner auf der Schule zu den besten Schülern gehörte, so verschaffte man mir nachher ein Stipendium, welches es mir ermöglichte, Mathematik zu studiren.

Nicht wenige meiner Mitalumnen fühlten sich in dieser Stellung höchst behaglich, viele andere rieb wenigstens unser Joch nicht wund, mir aber war die Abhängigkeit kaum erträglich und ich trug mich schon damals mit Selbstmordgedanken.

Diese tauchten auch später auf der Universität immer wieder in mir auf und fanden einen nur zu günstigen Boden. Ich hatte meinen Kinderglauben verloren, ohne dass anderweitige, feste religiöse Anschauungen an seine Stelle getreten wären. Ich fühlte mich ferner sehr einsam und verlassen, denn mit meinen Geschwistern, die alle bedeutend älter waren als ich, hatte ich kaum irgend welche Fühlung gewonnen, und mein verschlossenes Wesen bewirkte, dass ich auch meine Commilitonen mehr abstiess als anzog. Endlich: ich war sehr arm, da mein Stipendium nur gerade hinreichte, um mir die Fristung meines Daseins zu ermöglichen. Sie werden es begreiflich finden, dass ich mir unter diesen Umständen oft die Frage vorlegte, ob es sich denn für mich der Mühe lohne, ein Leben weiter zu leben, das mir als eine schwere Last erschien. Ich war Niemand unentbehrlich, ja ich durfte nicht annehmen, dass irgend jemand mich auch nur vermissen würde. Ich

sah auch kein Ziel vor mir, welches mir werth zu sein schien, mit einem einsamen Leben voller Entbehrungen erkauft zu werden. Ich war nicht anmassend genug, um anzunehmen, dass meiner Wissenschaft durch mein frühes Ende ein Verlust zugefügt würde, und wenn ich mich fragte, ob es sich lohne, ein sehr unglücklicher Student zu bleiben, um schliesslich ein nicht weniger unglücklicher Gymnasiallehrer zu werden, so musste ich die Frage verneinen. Dass aber das Leben an sich kein Gut sei, war mir ganz zweifellos. Warum also ihm nicht ein Ende machen? Die kurze Todesqual stand in gar keinem Verhältnisse zu den Leiden, die mich voraussichtlich erwarteten, wenn ich am Leben blieb. Jener Sprung ins völlig Ungewisse musste ja überdies doch einmal gethan werden, einerlei, ob ich von eigner Hand jetzt oder eines natürlichen Todes später starb. Ich machte mich allmählich in Gedanken mit dem voraussichtlichen Hergange vertraut. Ein Schutz-

mann fand auf einem Patrouillengange durchs Rosenthal meine Leiche im Wasser. Man brachte eine Bahre herbei und schaffte sie in die Anatomie. Meine alte Wirthin stellte dort nach vielem Sichzieren meine Identität fest und fand in dem Vorgange eine Quelle unzähliger Berichte für die Kaffeestündchen im Kreise der Hausgenossen. Meine Geschwister tauschten unterdessen gegenseitige Condolenzbriefe aus, und die Studenten der Medicin gingen schmunzelnd an den frischen Cadaver. Nach vier Wochen war es, als ob ich nie gelebt hätte.

Ganz besonders hing ich naturgemäss diesen Gedanken im Winter nach. Kennt Jemand von den Damen oder den Herren einen Leipziger Winter? Kennen Sie ihn vielleicht, Herr Doctor? Nicht? Freilich, Sie haben ja nicht auf der Landesuniversität studirt. Nun, es ist eine entsetzliche Zeit. Trübes Gewölk verhüllt wochenlang den Himmel, und Regen und Schnee, die im Niederfallen schwarze Russflocken mit

sich nehmen und die kein Frost bindet, bedecken Strassen und Plätze mit einem schmutzigen, widerwärtigen Nass. Ueberall athmet man eine schwere, dumpfe, nach Kohlen riechende Luft, und selbst wer die Stadt verlässt, kann nicht freudig aufathmen, denn in den Niederungen, welche sie, von träge fliessenden Gewässern durchströmt, von allen Seiten umgeben, ist die Luft nicht im geringsten freier. An solchen Tagen mag es selbst dem Glücklichen schwer sein, sich schwermüthige Gedanken fern zu halten, auf den Unglücklichen aber senkt sich die Traurigkeit mit unwiderstehlicher Gewalt herab und erdrückt ihn. Es ist kein Zufall, dass sich in Leipzig verhältnissmässig mehr Menschen das Leben nehmen als irgendwo sonst in der Welt.

Ich sagte Ihnen schon, dass ich nur zu wenigen Commilitonen flüchtige, zu keinem von ihnen intime Beziehungen hatte. Trotzdem litt ich ganz besonders während der Ferien, vielleicht freilich nur,

weil dann selbst die Zerstreuung wegfiel, welche der Besuch der Collegien bot.

So war die zweite Weihnachtszeit, die ich auf der Universität verbrachte, herangekommen und vorübergegangen. Ich hatte den Weihnachtsabend allein auf meinem Zimmer verbracht, ohne Baum, ohne jede Festfreude. Ich beschloss, diesen Abend nicht noch einmal zu erleben und mit dem Jahre auch mein Leben abzuschliessen.

Bis in die Stadt Leipzig hinein erstreckt sich ein grosser waldartiger Park, das bekannte Rosenthal. Dieses Rosenthal wird von zwei Flüssen, der Pleisse und der Weissen Elster, die ihrer Vereinigung zustreben, umflossen, und am Ufer der letzteren hatte ich mir ein Plätzchen ausgesucht, an dem ich sterben wollte. Die Elster wird ziemlich am Ende des Rosenthales durch ein Wehr gehemmt, und der Fluss schien mir unmittelbar vor demselben sehr tief zu sein. Ich wollte mich nun, indem ich mich über das

Wasser beugte, erschiessen und hoffte so unter allen Umständen ein schnelles Ende zu finden.

Am letzten Tage des Jahres kaufte ich mir am Morgen einen Revolver und ordnete mein bisschen Habe. Beides nahm vielleicht eine Stunde in Anspruch. Was aber nun mit der Zeit bis Mitternacht anfangen? denn es schien mir sinnlos, den letzten Tag meines Lebens mit Arbeiten zu verbringen. Ich beschloss schliesslich, während meiner letzten Stunden zu leben wie ein Wohlhabender. Es war ja auch wirklich einerlei, ob meine fünf Geschwister sich später in die dreissig Thaler, die ich besass, theilen konnten oder nicht. Ich begab mich also in ein feines Restaurant und liess mir dort Austern, Caviar und eine Flasche vom theuersten Bordeaux geben. Die beiden erstgenannten Delicatessen schmeckten mir aber so schlecht, dass ich sie stehen lassen musste, und auch der Wein mundete mir nicht im geringsten. Also selbst diese Genüsse

waren für mich keine! Ich verliess missmuthig den Keller und promenirte eine Weile auf der Grimmaischen Strasse, aber die Menschen, die mir begegneten, erschienen mir so durchaus unsympathisch, dass ich es nicht lange unter ihnen aushielt und auf mein Stübchen flüchtete. O wie unerträglich war doch das Leben!

Ich brütete vor mich hin, bis die Strassenlaternen ein trübes Licht bis zu mir hinaufsandten. Ich sah nach der Uhr. Es war erst sechs! Es war unmöglich, dass ich den ganzen Abend hier verbrachte. Ich eilte hinaus und ging ins Theater. Ich nahm auch jetzt wieder den ersten Platz. Mein Anzug, vielleicht auch mein Aussehen bewirkten, dass die eleganten Damen und Herren neben mir mich mit verwunderten und, wie es mir schien, verächtlichen Blicken betrachteten. Wie sollten sie nicht! Ich hatte ja nichts, was in der Welt geschätzt wird! Ich gehörte nicht in sie. Auch das Stück konnte mich nicht fesseln. Es war einer jener

Schwänke, die nur dem Glücklichen ein paar fröhliche Stunden bereiten können. Mich beleidigte das ausgelassene Spiel, das hier mit den Menschen getrieben wurde, das Lachen der Zuschauer kränkte mich, ihr dummes Beifallklatschen widerte mich an, aber ich hielt bis zum Schlusse aus. Dann gingen alle diese lachlustigen Menschen auseinander, und ich war wieder allein auf den Strassen, in denen ich nun umherirrte, bis es endlich zehn schlug. Nun eilte ich nach Hause, holte meine Waffe und wanderte langsam dem Rosenthale zu.

Es war ein verhältnissmässig warmer, windstiller Abend. Es regnete, aber nicht stark, und mitunter fielen auch einige grosse Schneeflocken. Eine Weile leuchteten mir noch Laternen, dann aber umfing mich von allen Seiten der dunkle, schweigende Wald.

Obgleich mit einem geladenen Revolver unterwegs, um mir das Leben zu nehmen, empfand ich doch ein lebhaftes Furcht-

gefühl. Ich war mir des Widerspruches, der in diesen beiden Thatsachen liegt, voll bewusst, aber ich wurde trotzdem ein Gefühl des Grauens nicht los, und diese Empfindung galt nicht dem sicheren Tode, dem ich entgegenging, sondern den unbekannten Gefahren, die mich in der finstern Einsamkeit rings um mich möglicherweise umgaben.

Der Boden war durch den Regen so erweicht, dass ich kaum meine eignen Tritte hörte. Plötzlich rauschte es nicht fern von mir im Gebüsch und brach dann schnell durch die Zweige. Mir blieb das Herz stehen vor Furcht und ich fühlte, wie sich mir das Haar sträubte. Sobald ich freilich meiner aufgeregten Nerven Herr geworden war, wusste ich, worum es sich handelte. Ich hatte ein Rudel Rehe erschreckt, das zur Tränke zog.

Ich setzte meinen Weg fort und erreichte das Wehr. Ich hatte gehofft, dass das Wasser hier wie gewöhnlich so stark rauschen würde, dass der Knall des

Schusses darüber kaum vernehmbar sein konnte, aber der Wasserstand war ein so hoher, dass die schwarze Fluth fast geräuschlos über das Hinderniss hinweg-schoss.

Ich setzte mich auf eine Bank und wartete. In der Geburtsstunde des Jahres wird mit allen Glocken geläutet, und überdies ist es in Leipzig Sitte, dass die Leute in der Neujahrsnacht, wenn es zwölf Uhr schlägt, aus den Wirthshäusern ins Freie treten und das junge Jahr mit lautem Prost-Neujahr-Rufen begrüssen. Darauf rechnete ich, Glocken und Rufe mussten bis zu mir in die Einsamkeit dringen, wenn nicht aus Leipzig, so doch von einem naheliegenden Dorfe her.

Endlich ein dumpfer Klang und noch einer und wieder einer — die Neujahrsglocken. Und jetzt ein anderer Ton, der zusammengesetzt ist und doch in ein einheitliches Brausen zusammenklingt — die Rufe der Leute. Es war an der Zeit. Ich ergriff meinen Revolver und erhob

mich. Aber ich blieb bewegungslos stehen, denn es war mir, als ob ich auf dem Wege, den ich selbst gekommen war, einen leisen Tritt hörte. Zweifellos — es kam Jemand. Ich strengte meine Augen auf das äusserste an, aber ich konnte nur die Umrisse einer menschlichen Gestalt erkennen. Diese Gestalt trat jetzt von dem Wege in das Buschwerk, welches das Ufer des Flusses umsäumte.

‚Es muss sein‘, klang es zu mir herüber, zitternd, verzweifelt.

Ich liess den Revolver fallen, war mit einem Satze im Gestrüpp und umfing die Gestalt mit beiden Armen. ‚Was wollen Sie thun?‘ rief ich, und ich empfand es in diesem Augenblicke als das höchste Glück, dass ich trotz der Finsterniss nicht fehlgegriffen hatte, nicht zu spät gekommen war.

Es währte eine Weile, bis der Mann in meinen Armen die Sprache wiederfand. Mein plötzliches Erscheinen hatte ihn allzusehr erschreckt. ‚Ach, mein lieber Herr

Schutzmann', bat er endlich in kläglichem Tone, ‚lassen Sie doch einen alten Mann aus dem Leben gehen, der, schwach und krank, zu gar nichts mehr gut ist.'

‚Schämen Sie sich, so zu reden', rief ich. ‚Wer darf sagen, er sei zu nichts nütze? Und nun kommen Sie, setzen Sie sich zu mir auf die Bank und erzählen Sie mir, wer Sie sind und was Sie zu dem verzweifelten Entschlusse getrieben hat.'

Wir setzten uns, und der Alte erzählte, während die Neujahrsglocken und das Toben der Uebermüthigen durch den entlaubten, dunklen Wald zu uns herüber klangen. Was er erzählte? Die Geschichte eines armen Mannes!

In mir aber ging unterdessen eine Wandlung vor sich, wie ich sie noch nicht erlebt hatte. Jenes Gefühl, das mich, den Selbstmörder mit dem Revolver in der Hand, antrieb, auf den Selbstmörder am Ufer des Flusses loszustürzen und ihn zurückzureissen, war so aus meinem innersten Herzen gekommen, mit solcher All-

gewalt und so zweifellos aus dem Besten in mir, dass mir mein eignes Vorhaben nicht nur wie die grösste Thorheit, sondern wie ein ungeheures Verbrechen erschien. Ich suchte den Revolver auf und schleuderte ihn ins Wasser. Ich wusste jetzt, dass das Leben nicht nur ein Gut ist wie andere Güter auch, ein relatives Gut, sondern ‚das Gut', das ‚Gut an sich!'"

Der Professor schwieg. Er war, während er erzählte, sehr bleich geworden, und er fuhr sich mehrmals mit dem Tuche über die Stirn — das einst Erlebte stand offenbar auf das lebhafteste in seiner Erinnerung.

Wir blickten eine Weile schweigend vor uns hin. Dann nahm der Rechtsanwalt das Wort. „Der Satz bedarf doch einer Einschränkung", sagte er. „Das Leben ist das höchste ‚irdische Gut!'"

„So meinte ich es", erwiderte der Professor.

Unser Wirth blickte auf die Uhr. „Es ist zehn Minuten vor zwölf", sagte er.

„Sie haben uns einen grossen Dienst erwiesen, Herr Professor. Wenn wir jetzt, ehe wir in perlendem Weine das neue Jahr willkommen heissen, nach unserer Sitte die Herzen zu Gott erheben, um ihm zu danken für alles, was wir im alten erleben durften, werden wir nicht vergessen, ihm auch dafür zu danken — dass wir überhaupt leben.“

ARENT CLAESSEN'S
NEUJAHRSGESCHENK.

Es war um die Zeit, da das Jahr unsers Herrn 1603 in das Jahr 1604 übergehen wollte, als der Apotheker des Grossfürsten Boris Godunow, Herr Arent Claessen, aus seinem in der deutschen Vorstadt von Moskau gelegenen Hause auf den zu demselben gehörenden Hof hinaustrat. Vor der Treppe hielten zwei Schlitten. Der Hengst vor dem ersten war ein prachtvoller Schimmel, ein Geschenk des Grossfürsten, und der Junge, der auf ihm sass, war auch so fein im Zeug, dass er von dem Bärenfell, mit dem der Schlitten bedeckt war, nicht abstach. Das andere Gespann war einfacher, und man sah auf

den ersten Blick, dass es für den Diener bestimmt war, immerhin hätte mancher russische Landedelmann viel darum gegeben, den Fuchs sein eigen nennen zu können, denn auch dieser stammte aus des Grossfürsten Gestüt. Mehrere russische Diener waren damit beschäftigt, einige aus Bast geflochtene Körbe, die Lebensmittel enthielten, an dem hintern Theil der Schlitten zu befestigen.

Zugleich mit Arent Claessen trat auch dessen Ehefrau, Ilsabe Behrend, von der mit einem Dache versehenen Treppe her auf den Hof. Als sie die Körbe gewahr wurde, befahl sie den Dienern von ihrer Arbeit zu lassen und ein paar Säcke herbeizuholen. „Thut jeden Korb zuvor in einen Sack“, befahl sie, „und füllt diesen dann bis zum Rand mit Heu. So sieht Niemand, dass der Herr etwas mit sich hat, was man essen kann.“

Arent Claessen nickte seiner Frau mit einem freundlichen Lächeln zu. „Du bist klug wie immer“, sagte er. Dann wandte

er sich nach der Hausthüre um: „Wo bleibt der Hans?“

Dieser trat eben, mit einer schweren Muskete in der Hand, aus dem Hause. Er war ein Lette, war seinerzeit mit einem Livländer von Adel aus Kurland nach Moskau gekommen und stand nun schon seit zwanzig Jahren im .Dienste Arent Claessens. „Verzeiht, Herr“, sagte er, „dass ich Euch warten liess, ich wollte aber noch ein Dutzend Kugeln mehr einstecken.“

„Mehr?“ fragte Herr Arent lächelnd. „Oder hat es mit diesen Kugeln eine besondere Bewandtniss?“

„Nun, Herr“, erwiderte Hans offen, „diese Kugeln sind an drei Freitagen nacheinander gegossen. Die treffen!“

„Ihr seid ein unverständiger, abscheulich abergläubischer Mann, Hans“, sagte Frau Ilsabe. „Schämt Ihr Euch nicht, Ihr, ein Christenmensch, wenn auch ein undeutscher, an solche heidnische Tagwählerei zu glauben. Aber ich will es

Euch um Eurer grossen Treue willen verzeihen. Hütet mir auch jetzt meinen lieben Herrn und bringt ihn gesund und wohl wieder heim.“

„Das will ich mit Gottes Hilfe wohl thun“, erwiderte Hans, trat an den Schlitten und schlug die Bärendecke zurück. Herr Arent umhalste noch einmal sein Weib, blickte ihm in die lieben blauen Augen und legte sich dann der Länge nach auf die weichen Felle, mit denen der Schlitten ausgeschlagen war. „Soll ich dir ein Neujahrsgeschenk mitbringen?“ fragte er behaglich, während seine Frau die Bärendecke über ihn breitete.

„Ja, Arent, einen Schatz“, erwiderte sie lächelnd und trat zurück.

„Ist alles fertig?“ fragte Herr Arent. „Hans, ist auch der Tag gut?“ rief Frau Ilsabe.

„Der Dienstag ist der beste Tag für den Beginn einer Reise, Frau. Alles fertig, Herr!“

Zwei russische Diener öffneten das

Thor, und die Schlitten fuhren vom Hofe, dass der Schnee um sie herstob.

Frau Ilsabe blieb noch einen Augenblick stehen und blickte auf die sich wieder schliessenden Thorflügel. Mit einem schweren Seufzer wandte sie sich dann dem Hause zu. Sie war eine tapfere Frau und das Kind einer rauhen Zeit, aber es wollte etwas heissen in diesen Tagen, sein Liebstes auf einer von Moskau ausgehenden Landstrasse zu wissen.

Als Frau Ilsabe in ihrem Zimmer allein war, sank sie nieder auf ihre Knie, reckte die gefalteten Hände gen Himmel und flehte: „Erhalte ihn mir, barmherziger Gott, den köstlichen Schatz, den du mir verliehen hast. Führe ihn durch Hunger und Kummer unverletzt zurück in meine Arme! Lass das mein Neujahrsgeschenk sein, und ich will dir danken, so lange ich lebe.“

Es war aber damals ein furchtbarer Hunger und Kummer, nicht allein durch ganz Russland, sondern bis weit nach

Litauen hinein, und selbst noch in Kurland ward mancher Mann und manches Weib damals mit Feuer verbrannt, weil sie ihren Mitchristen nächtlicher Weile erschlagen und sein Fleisch gegessen hatten. „Diese Teuerung“, berichtet ein Zeitgenosse, „fing an anno 1601 und dauerte bis ins 1604. Jahr, da eine Tonne Roggen zu zehn oder zwölf Florin galt (sonst pfleget eine Tonne nicht mehr als ein Viertel Florin zu gelten) und die Hungersnoth im ganzen Lande durch und durch grösser war, als die Noth bei Belagerung der Stadt Jerusalem, davon im Josepho zu lesen. Mit Gott und der Wahrheit zu bezeugen, habe ich's mit meinen Augen gesehen, dass Menschen auf der Gasse gelegen, im Sommer Gras und im Winter Heu wie das Vieh gefressen. Etliche sind tot gewesen und in ihren Mäulern Heu und Stroh gestecket. Unzählig viel Kinder sind von ihren Eltern und die Eltern von ihren Kindern, auch der Gast vom Wirth und hinwiderum der Wirth vom Gast er-

tötet, geschlachtet, gekocht, das Menschenfleisch klein gehacket, in Piroggen, das sind Pasteten, verbacken, auf dem Markt für ander Thierfleisch verkauft und aufgefressen, dass ein Wandermann sich zur selbigen Zeit wohl hatte vorzusehen, bei wem er zur Herberge einkehrte. Wie nun solcher erschrecklicher, unmenschlicher und in einiger Region nimmer erhörter Mord, aus so grausamer Theuerung und Hungersnoth verursacht, auskömmt und auch in allen Gassen täglich so viel toter Leichname, die Hungers gestorben, gefunden worden, und es dem Grossfürst Boris gemeldet wird, gedachte er solchem Uebel und Strafe Gottes mit seiner Schatzkammer vorzukommen und liess in der äussersten Stadt Mauern vier grosse Plätze verschränken, darinnen sich täglich morgens früh die Armen in der Stadt Moskau versammelten. Da wurde einem jeden Menschen an Geld ein Pfennig gegeben, davon gehen 36 auf einen gemeinen Thaler. Von solchen Beneficien wurden

die armen Bauersleute auf dem Lande verursacht, zu Hause alles stehen und liegen zu lassen, um solch ein Geld auch zu empfangen, mit Weib und Kind nach der Moskau zu laufen. Es hatte sich des armen Volkes dahin so häufig gesammelt, dass täglich bei 13,888 Thaler mussten aufgehen. Das währte die ganze Zeit über, und mochte gleichwohl keine Linderung der Theuerung gespürt werden. Täglich wurden auf den Strassen hin und wieder so viel hundert Tote auf Befehl des Kaisers aufgesammelt und mit so vielen Wagen hinausgeschleppt, dass es anzusehen, (das magst Du glauben) sehr grausam und erschrecklich war. Ich bin von wahrhaftigen Kanzlei-Schreibern und Kaufleuten berichtet worden, dass allein in der Stadt Moskau solche theuere Zeit über 500,000 Menschen Hungers gestorben.“

So berichtet unser Gewährsmann. Andere Berichterstatter aus jenen Tagen fügen hinzu, dass die Wälder voller Leute waren, die in ihrer Verzweiflung zum

Räuberhandwerk griffen und um die Wette mit den Wölfen alles überfielen, dessen sie Herr werden zu können vermeinten.

Trotzdem fuhr Arent Claessen seines Weges, ohne sich grosser Sorge hinzugeben. An Ausländer wagten sich russische Räuber nicht leicht, dazu flössten ihnen deren Musketen einen allzu grossen Respekt ein. Mit einer solchen wusste auch unser Herr Arent gut umzugehen, wie er denn, wenn es sich so fügte, gern den Gelehrtenrock auszog und ihn mit dem Elen-Koller des Kriegsmannes vertauschte. In der Schlacht bei Dobrinitschi, in der des falschen Demetrius Laufbahn um ein Haar ein frühes Ende fand, war er später unter den tapfern Reitern des Kapitän Margeret einer der tapfersten.

Während der Schlitten über die glatte Bahn der Landstrasse dahinflog, hing Arent Claessen, auf dem Rücken liegend und die Augen auf den wolkenlos blauen Himmel gerichtet, seinen Gedanken nach. Es fror nicht stark und es war ganz

windstill, so dass nichts ihn von diesen abzog.

Es war nun vierzig Jahre her, seit er als ein blutjunger Mensch aus Groningen nach Moskau gekommen war. Damals herrschte Iwan der Schreckliche über Russland, und seine Eisenfaust lag schwer auf den Grossen des Landes, der geringe Mann aber hatte nichts zu befürchten, und der Ausländer fand, wenn er tüchtig und bescheiden war, an ihm einen Gönner. Da es sich nun so fügte, dass Herr Arent dem nachherigen Zaren Boris Godunow, als dieser noch Bojar war wie andere auch, sich gefällig erweisen konnte, so wurde er von diesem, der ohnehin ein Freund der westeuropäischen Bildung war, in jeder Weise begünstigt. Schon unter dem Zaren Feodor erhielt er ein stattliches Lehngut von 40 Bauern an der Strasse nach Jaroslaw zu, und als nun gar Boris selbst seinem Schwager in der Regierung folgte, hatte Arent gute Tage. Er genoss sie nicht allein, denn er hatte sich schon bald,

nachdem er zu einer angesehenen Stellung gelangt war, mit Ilsabe Behrend, der Tochter eines gefangenen Livländers aus Narwa, vermählt. Das war nun das Beste, was er thun konnte, sintemalen Herr Arent jetzt, nachdem ihre Ehe zwanzig Jahre gewährt hatte, der Meinung war, es habe niemals, seit die Welt stand, ein Weib gegeben, das seiner Ilsabe auch nur die Schuhriemen zu lösen würdig gewesen wäre.

So hätte denn Herr Arent ganz glücklich sein können, wenn Gott, der ihn sonst so reich gesegnet hatte, ihm nicht einen Segen vorenthalten haben würde, den Kindersegen nämlich. Für die Goldrollen, die Herr Arent alljährlich bei sich bietender sicherer Gelegenheit in seine Heimath schaffen liess, war kein Erbe da. Herr Arent selbst litt nicht allzusehr darunter, Frau Ilsabe aber war es ein immer neuer Schmerz, dass sie, die doch sonst ihrem Gemahl jeden Wunsch erfüllte, noch ehe er ihm selbst recht zum Bewusstsein ge-

kommen, in diesem Punkt ausser Stande war, das Verlangen seines Herzens zu erfüllen. Wohl hatte Herr Arent ihr den Vorschlag gemacht, eine deutsche Waise an Kindesstatt aufzunehmen, Frau Ilsabe wollte aber davon nichts wissen. „Ist es Gottes Wille“, erwiderte sie, „dass wir dereinst abscheiden sollen, ohne Leibeserben zu hinterlassen, so wollen wir unser Kreuz geduldig tragen und unsere Habe denen hinterlassen, von denen unser Heiland sagt, dass, wer sie aufnimmt in seinem Namen ihn aufnimmt. Will er aber meine Gebete erhören, so wird er schon Mittel und Wege finden, mir zu einem Kinde zu verhelfen, wie einst Sarah, dem Weibe Abrahams.“

An alles dieses dachte Arent Claessen, während die Wintersonne in dem Schnee viele tausend Edelsteine erglänzen liess, und dieser unter den Schlittenkufen knirschte und schrie, dass es eine seltsame, eintönige Melodie ergab. Er dachte dann auch an die Anordnungen, die er auf

seinem Gute treffen wollte. Es war dringend nothwendig, dass in solcher Zeit des Herrn Auge hin und wieder dort nach dem Rechten sah.

Die Landstrasse, auf der die Schlitten dahinfuhren, war keineswegs unbelebt, sie begegneten vielmehr zahlreichen Bauern, die einzeln oder in kleinen Gruppen der Hauptstadt zuwanderten. Es waren meist jammervolle, von Hunger und Kummer ausgemergelte Gestalten, die, wenn der Schimmel sie erreichte, in den Schnee niedersanken und mit kläglichen Stimmen um ein Almosen flehten, aber weder Herr Arent noch Hans richteten sich in ihren Schlitten auf, wenn solche jämmerliche Litaneien an ihr Ohr schlugen. Man war damals an sie allzusehr gewöhnt, und wer konnte auch bei so allgemeiner Noth allen helfen!

Um die vierte d. h. in dieser Jahreszeit um die Mittagsstunde erreichte man einen Krug, der am Rande eines grossen Waldes lag, den man durchfahren musste. Hier

wurde zu längerer Rast eingekehrt. Der Krüger ging seinem vornehmen Gast bis vor die Thür entgegen, griff mit den Händen zur Erde in den Schnee, verneigte sich dann tief und bat, seinem niederen Dache die Ehre zu erweisen und bei ihm einzukehren. Da der Mann einen wenig Vertrauen erweckenden Eindruck machte, hielt Herr Arent es für klüger, seine Körbe an ihrem Platz zu lassen und sich mit der Sauerkrautsuppe und dem zur Hälfte aus Baumrinde bestehenden Brod zu begnügen, welches beides ihm nach längeren Verhandlungen vorgesetzt wurde. Als er dann, aufbrechend, dem Wirth zu dem ausbedungenen Preise noch ein reichliches Trinkgeld gab, sagte dieser, indem er das empfangene Geld in den Mund nahm: „Ihr müsst Euch im Walde wohl vorsehen, gnädiger Herr, denn heute morgen kam hier ein junger Edelmann aus der Gegend von Jaroslaw durch, den hatten Iwaschko und seine Räuber so rein ausgeplündert, dass er

nichts an sich behalten hatte, als sein Hemd.“

Herr Arent und Hans schütteten darauf frisches Pulver auf die Pfannen ihrer Musketen und hiessen die Jungen auf den Pferden wohl acht geben. Sie legten sich auch nicht wieder in die Schlitten, sondern knieten in denselben und blickten während der Fahrt scharf über den hohen Bug, der ihnen im Falle eines Angriffs eine treffliche Deckung bot. Sei es nun aber, dass Iwaschko und seine Gesellen anderweitig beschäftigt waren oder sei es, dass sie sich nicht an einen Mann wagten, von dem nach dem Biberfell, das vom Chomut des Pferdes herabhing, anzunehmen war, dass er ein Beamter des Zaren war, jedenfalls erreichten unsere Reisenden nach dreistündiger scharfer Fahrt ungefährdet das andere Ende des Waldes und befanden sich nun auf einer Landstrecke, die, völlig baumlos, Räubern keinerlei Versteck bot. Unheimlich blieb die Gegend immerhin, denn die zahlreichen und grossen Dörfer,

durch die man fuhr, erschienen völlig menschenleer. Aus keiner Hausthür quoll Rauch, kein Hund bellte, kein Mensch ward sichtbar. Sämmtliche Einwohner waren offenbar längst nach Moskau gegangen, um sich dort mit des Zaren Almosen nothdürftig das Leben zu erhalten oder zu verhungern, wenn Gott und der heilige Nikolaus es so wollten.

Als die Dämmerung hereinbrach, hatten unsere Reisenden eben ein grosses Dorf, das wieder ganz menschenleer erschien, durchfahren und sahen in weiter Ferne die dunklen Umrisse eines anderen auftauchen. Der Wald näherte sich hier wieder der Strasse und sandte seine Ausläufer in der Form von mit Wachholderbüschen bestandenem Unland bis unmittelbar an sie heran. Die Jungen auf den Pferden wurden ängstlich und trieben die ermüdeten Thiere durch Hiebe mit ihren kurzen Peitschen zu schnellerem Laufe an. Plötzlich stutzte der Schimmel und blieb so jäh stehen, dass sein Reiter gegen das

Krummholz geworfen wurde, und der Fuchs weiter hinten um ein Haar in den Schlitten des Herrn Arent hineinsprang.

Mitten auf der Strasse lag ein Gegenstand, der in der Dämmerung wie ein zusammengerollter Wolf aussah, sich aber durchaus nicht bewegte. Herr Arent sprang aus dem Schlitten und verhielt sich, das Gewehr schussfertig im Arm, eine Weile beobachtend. Dann ging er an dem ängstlich schnaubenden Hengste vorbei muthig auf das geheimnissvolle Etwas zu, und Hans folgte ihm, nachdem er den kurzen Säbel an seiner Seite gelockert hatte.

Als die beiden Männer nahe genug herangekommen waren, sahen sie, dass sie einen alten, zerrissenen Schafpelz vor sich hatten, der einen menschlichen Körper bedeckte. Sie schlugen den ersteren zurück und gewahrten ein etwa sechsjähriges Mägdelein, das lang ausgestreckt und völlig leblos auf dem Schnee lag. Das goldblonde Haupthaar, das völlig aufgelöst auf die Schultern herabhing, umrahmte

ein Antlitz, dessen Liebreiz aller erlittene Hunger und Kummer nicht auszulöschen vermocht hatten.

Von innigstem Mitleid ergriffen, hob Herr Arent die Kleine auf seinen starken Armen empor und legte sein Ohr auf ihre Brust. Es war ihm, als ob er durch das dünne Hemdchen einen Herzschlag verspürte.

„Das arme kleine Ding ist erfroren“, sagte Hans theilnahmvoll und ergriff mit seiner derben, in einem wollenen Faust-handschuh steckenden Rechten die steif herabhängenden Händchen des Kindes. „Die Waldmutter wird es von Hause fortgelockt haben, und es wird dann auf dem Wege weiter gewandert sein, bis es nicht mehr fortkonnte, hinsank und erfror. Die Waldmutter liebt solche kleine Mädchen.“

Herr Arent hörte diese Worte. Er hörte auch das Krächzen einer Nebelkrähe, die über die Gruppe hinflog und das Schnauben der Rosse, aber diese Töne nahm er gleichsam unbewusst wahr. Was

er wirklich zu hören glaubte, und zwar mit seinem innersten Herzen, war ein ganz leiser Pulsschlag.

„Schweige!“ flüsterte er und horchte, als ob an diesem Pulsschlag sein Leben hing. Und es war, als ob mit ihm nicht nur sein Diener, sondern auch die Natur den Athem anhielt, um auf den Pulsschlag dieses kleinen Wesens zu lauschen, das doch eben noch so einsam und verlassen dagelegen wie ein Stein, der von einer Fuhre auf den Weg gefallen.

„Sie lebt!“ rief Herr Arent freudig.

Er wickelte die Kleine wieder in den zerrissenen Pelz, trug sie dann in seinen Schlitten und bettete sie warm und weich zwischen dem mit Rauchwerk ausgeschlagenen Boden und der Decke von Bärenfell.

„Herr, gebt sie mir“, bat Hans.

„Vorwärts!“ rief Herr Arent.

Der Junge schwenkte die Peitsche. „Vorwärts, du meine Seele, du mein Täuberich“, rief er dem Schimmel zu,

„Zeige, mein Engelchen, dass du aus des Zaren Marstall stammst! Vorwärts, mein Seelchen, wenn du nicht willst, dass die Wölfchen dir die Schenkel aufreissen und dein weisses Fleisch fressen!“

Es war, als ob der Schimmel seinen Reiter verstand. Lang ausgestreckt, griff er mächtig aus, dass der Schnee in Klumpen unter seinen Hufen weg über den Schlittenbug um Herrn Arents Haupt flog.

„Wanka“, rief Herr Arent, der um des Kindes willen auf dem Rande des Schlittens sass, so dass seine Füsse nach aussen herabhingen, „gieb scharf acht, ob nicht irgendwo noch Menschen hausen!“

Die Schlitten hatten den Anfang der Dorfstrasse erreicht, und die Jungen liessen die Pferde langsamer gehen. Rechts und links vom Wege hoben sich, aus unbehauenen Balken roh gefügt, mit Brettern gedeckt, die niedrigen grauen Hütten von dem weissen Hintergrunde des Schnees ab, aber alles blieb totenstill. So war man

bis zu der in der Mitte des Dorfes liegenden Kirche gekommen, als Wanka, der Junge auf dem Fuchs, plötzlich rief: „Ich sehe einen Lichtschein!“ Auch Herr Arent und Hans hatten es in einem neben der Kirche etwas abseits vom Wege liegenden Gebäude aufleuchten sehen. Sie glitten aus den Schlitten und eilten, die Musketen im Arm, auf das Haus zu. Richtig, durch die Spalten der geschlossenen Läden fiel rother Schimmer.

„He, Ihr Christenleute“, rief Herr Arent, indem er mit der Faust gegen die Thüre schlug, „macht auf, im Namen des Zaren!“

Ein Lichtschein fiel nun auch durch die untere Thürspalte, ein schlürfender Schritt wurde vernehmbar und eine greisenhaft klingende Stimme rief: „Um Christi willen, geht Eures Weges mit Gott, Christen! Hier ist nichts zu haben.“

„Sie halten uns für Räuber“, sagte Wanka vom Schimmel herab und lachte.

„Macht auf“, rief Herr Arent nochmals.

„Wir sind gute Leute, Diener des Zaren, und Ihr habt nichts zu befürchten.“

Hinter der Thüre flüsterte man. Dann wurde der hölzerne Riegel zurückgeschoben, und in der Thür erschien ein in einen alten zerrissenen Schafpelz gehüllter Greis, der einen brennenden Kienspahn in der Hand hielt. Hinter ihm standen zwei Weiber und blickten aus tief in den Höhlen liegenden Augen halb erschreckt und halb neugierig auf die Fremden. Sie sahen so abgezehrt aus, dass sich ihr Alter nur schlecht errathen liess, aber sie mochten eher jung als alt sein.

Herr Arent schlug die Bärendecke zurück, hob das Kind, das noch immer bewegungslos alles mit sich geschehen liess, aus dem Schlitten und trug es in das Zimmer. In diesem herrschte eine Hitze, die ihm den Athem benahm, aber das war ihm für seinen Schützling ganz recht. Er legte diesen in seiner Umhüllung auf die weit vorspringende Ofenbank, schlug

dann seinen Pelz zurück und erklärte den Hausbewohnern, die ihm gefolgt waren, die Sachlage. Die drei schlugen ein Kreuz gegen das Heiligenbild in der Ecke hin. Dann sagte der Greis: „Wenn wir nur Branntwein hätten! Aber es ist kein Tropfen im Hause.“

Hans kam mit dem einen der Säcke herein, riss das Heu heraus und liess ihm langsam den Korb folgen. Als Herr Arent den Deckel zurückschlug und der aus Schinken, Eiern und Brot bestehende Inhalt sichtbar wurde, stiess das eine der Weiber einen seltsamen Schrei aus, der sich fast wie ein grelles Lachen anhörte, das andere aber packte Herrn Arents Arm fest wie mit einer Eisenklammer. Der Greis bewahrte seine Haltung, aber seine Augen funkelten wie Kohlen.

„Wartet noch einen Augenblick“, sagte Herr Arent, „Ihr sollt gleich so viel essen, wie Ihr wollt, lasst mich aber erst die Branntweinflasche herausholen. So, da ist sie — aber wartet —“

Er zog sein Dolchmesser und schnitt das eine Laib in drei Theile. Die beiden Weiber griffen zu und bissen mit ihren weissen Zähnen in das Brot wie halb verhungerte Thiere. Der alte Mann warf sich erst vor dem Heiligenbilde nieder, bekreuzigte sich dreimal, brach das Brot und biss dann auch hinein.

Herr Arent wandte sich von den Dreien ab und dem Kinde zu. Während er diesem Branntwein auf die Lippen strich, rannen ihm zwei grosse Thränen in den Bart.

Hans sah sich unterdessen in der Stube um. Sie war verhältnissmässig gross und hoch, und der Ofen hatte eine Esse. Sie mochten sich wohl bei dem früheren Dorfschulzen befinden.

Hans fragte, ob sich wohl Platz für die Pferde im Stall finde, und der Greis folgte ihm, eifrig kauend, auf die Flur und die Strasse.

Die Weiber hatten ihr Brot in unglaublich kurzer Zeit heruntergeschlungen, der wildeste Heisshunger war gestillt und

Anstandsgefühl und Mitleid erwachten. Sie traten zu dem Kinde, dessen Kopf Herr Arent unterdessen auf seinen Schoss gebettet hatte, und das eine rieb ihm leise die Fusssohlen, während das andere seine Arme die Bewegung eines fliegenden Vogels machen liess. Herr Arent hiess das letztere schnell heisses Wasser herbeischaffen und vermischte dieses mit etwas Branntwein; davon flösste er dem Kinde mit einem Holzlöffel eine kleine Gabe ein.

Nach einiger Zeit schlug die Kleine die Augen auf und blickte starr auf die Gesichter, die sich über sie neigten. Herr Arent befahl Hans, der mittlerweile wieder in die Stube gekommen war, dem einen Weibe Mehl zu geben, damit es eine Suppe herstelle. Von dieser wurde dann von Zeit zu Zeit dem Kinde, das die Augen wieder geschlossen hatte, ein wenig in den Mund gegossen.

Herr Arent befahl, dass den Frauen reichlich von den Lebensmitteln mitgetheilt würde. Sie eilten zu dem auf der Flur

befindlichen Herde, und man hörte sie eifrig um das schnell entzündete Feuer hantiren.

Nach einiger Zeit kamen auch der Greis und die Jungen herein. Der erstere holte eine alte grobe Wolldecke und verhing damit die Fensteröffnung von innen. „Wenn Vorübergehende wüssten, was wir hier haben“, sagte er, „sie frässen es uns weg und uns selber dazu.“

Herr Arent hatte sich von Hans den Pelz abnehmen lassen und sah nun still zu, wie die halb Verhungerten alles, was ihnen geboten wurde, mit gleicher Hast herabschlangen: die Brühe, das Brot, den Schinken, die hartgekochten Eier. Dann wieder blickte er auf das bleiche Kinderantlitz in seinem Schosse herab, und die abgehärmten feinen Züge rührten ihn unbeschreiblich. Er sah sie nicht zum erstenmal. Vor vielen, vielen Jahren hatte er als Knabe sie schon erblickt, als sein einziges, heissgeliebtes Schwesterchen, das „Meisgen“, wie alle sie nannten, im Sterben lag.

Als an dem Tisch alles, was auf ihm stand, aufgegessen war, brachte Hans den Alten zum Sprechen. Mit eintönigem Tonfall erzählte der Greis, wie der Hunger und Kummer im ersten Jahre begann; wie sie dann in dem zweiten ihr Vieh schlachteten; wie sie in dem dritten auch ihre Pferde verzehrten, und wie sie endlich ihren Hunden, ihren Katzen, den Ratten und Mäusen den Garaus machten. Zwei seiner Söhne und seine beiden Schwiegersöhne waren schon im zweiten Jahre nach Moskau gewandert, und man hatte nie wieder von ihnen gehört. Die Kinder der beiden Frauen waren im Elend zu Grunde gegangen. Nun waren sämmtliche Dorfbewohner verlaufen. „Herr“, schloss der Alte, „als sie anfingen Kalbfleisch zu essen, da wusste ich, dass es nun bei uns werden würde wie in Sodom und Gomorrah. Was war auch alles andere dagegen!“

„Ihr haltet das für eine so grosse Sünde?“ fragte Hans.

„Herr“, war die Antwort, „der alte

Zar liess jeden lebendig verbrennen, der also sündigte. Und er wusste, was recht war. Er, der Gottgeweihte! Daran aber erkennt man den gerechten Gott: wollen die Rechtgläubigen Kalbfleisch essen, so lässt er sie lieber sich selber auffressen wie die Wölfe im Walde."

Die Kleine seufzte tief auf. „Mütterchen!" rief sie, „Mütterchen!"

Aller Augen wandten sich ihr zu.

„Sei nur ruhig, deine Mutter kommt bald", sagte Herr Arent leise. Wie sie ihn so ansah, mit einem Blick voll stummer Qual, war sie ganz sein „Meisgen".

Sie war mittlerweile voll zum Bewusstsein gekommen und machte den Versuch, sich aufzurichten. Herr Arent half ihr, und sie sass schliesslich, von seinem Arm umschlungen und ihren Kopf an seine Brust gestützt, neben ihm auf der Ofenbank. Ihre Augen flogen von einem der fremden Gesichter zum andern. Das Gefühl völliger Verlassenheit überwältigte sie; sie richtete sich auf, umklammerte

Herrn Arents Arm und brach in lautes Schluchzen aus.

Keiner der Anwesenden blieb unbewegt. Die Rechtgläubigen bekreuzigten sich, Hans fuhr sich mit der Rechten über die Augen.

„Hol' mich der Teufel, die Hitze hier treibt einem die Thränen ins Auge", sagte er.

„Warst du mit deiner Mutter unterwegs?" fragte Herr Arent so sanft, als wäre er selbst eine solche.

Die Kleine nickte.

„Ihr kommt aus Euerm Dorf?"

„Ja."

„Und Ihr wolltet nach Moskau?"

„Ja."

„Ihr verliesst Euer Dorf, weil Ihr nichts mehr zu essen hattet?"

„Ja."

„Dein Vater ist tot?"

„Ja."

„Deine Mutter begleitete dich, bist du nicht mehr gehen konntest?"

„Ja.“

„Und als du nicht mehr weiter konntest, was that sie da?“

Verzweifeltes Schluchzen.

„Schlug sie dich, damit du weiter gingst?“

„Nein, nein!“

„Deckte sie dich da mit dem Pelz zu?“

„Ja.“

„Herr, sie wird das Kind nicht haben sterben sehen können und wird in den Wald gelaufen sein“, sagte das eine Weib leise.

„War es so?“

Schluchzen.

„Wie heisst du?“

„Aennchen.“

Herr Arent hob die Kleine auf den Schoss. Ihr langes Haar lag auf seinem Arm wie lauteres, helles Gold.

„Ich will dich zu einer Mutter bringen“, sagte Herr Arent mit fester Stimme. „Du sollst das Neujahrsgeschenk sein, das ich ihr mitbringe.“

Sein Entschluss war gefasst. Der Fall, den Frau Ilsabe als möglich vorausgesehen hatte, war eingetreten. Der Herr hatte einen Weg gefunden, ihnen beiden zu einem Kinde zu verhelfen.

Er war nun wieder ganz der alte klare Arent. Unter seiner Leitung bereiteten die Weiber der Kleinen ein leidliches Lager auf der Ofenbank. Dann richteten auch die andern sich, so gut sie konnten, eine Ruhestätte her, und bald lagen alle in tiefem Schlaf. Nur Herr Arent wachte noch lange und überlegte, wie er das Kind nach Moskau schaffen konnte. Bis zu seinem Gut hatte er noch zwei Tagereisen. Dass die Kleine mit ihren geschwächten Kräften eine so weite Winterreise nicht aushalten konnte, lag auf der Hand. Er musste deshalb morgen nach Moskau zurück und sich von seinem Vorgesetzten einen neuen Urlaub erbitten. Das war, obgleich der betreffende Bojar, Iwan Godunow, ein Vetter des Grossfürsten, Herrn Arent sehr wohlgesinnt war, immerhin

mit lästigen Förmlichkeiten verbunden. Oder konnte er Aennchen für die Zeit seiner Weiterreise bei seinen jetzigen Wirthen lassen? Diese machten eigentlich den Eindruck von anständigen, guten Menschen. Wenn er sie reichlich mit Lebensmitteln versah, war anzunehmen, dass sie die Kleine bis zu seiner Rückkehr gut halten würden. Aber nein, nein. Es war doch besser, wenn er die Mühe nicht scheute und morgen nach Moskau zurückkehrte.

Und allmählich gingen Herrn Arents Gedanken in ein Traumbild über. Sein Schlitten hielt bereits vor der Treppe seines Hauses, und er hielt Aennchen, das nun ganz, ganz so aussah wie sein verstorbenes Meisgen, Ilsabe entgegen, die sie mit freudestrahlenden Augen in Empfang und an ihr Herz nahm.

Herr Arent erwachte davon, dass es im Ofen knisterte und knallte. Der Alte hatte ein paar Stücke Holz auf die noch vom Abend her glimmenden Kohlen ge-

legt. „Ich will in den Stall gehen und die Jungen wecken, Herr“, sagte er, als er Herrn Arents Augen auf sich gerichtet sah. „In zwei Stunden wird es Tag.“

Auch die Weiber erhoben sich, alles stand auf.

Als Herr Arent die Kleine untersuchte, kam er zu der Ueberzeugung, dass sie die Fahrt nach Moskau nicht aushalten würde. Was nun thun? Sollte er noch einen Tag, vielleicht noch mehrere Tage in dem ausgestorbenen Dorf bleiben, dann nach Moskau zurückkehren und in acht Tagen von neuem aufbrechen? Er konnte es, denn es fehlte ihm nicht an Lebensmitteln, und die Reise liess sich schliesslich immerhin um eine Woche verschieben. Aber der Gedanke, hier mehrere Tage müssig zu verbringen, war doch ein schrecklicher. Unter diesen Umständen kam er auf die Möglichkeit zurück, die er am Abend in Erwägung gezogen hatte. Herr Arent betrachtete den Greis und seine Schwiegertöchter aufmerksam. Der Hunger hatte

in ihre Gesichter tiefe Furchen gezogen, aber er hatte den ihnen ursprünglich eigenen Ausdruck angeborener Gutmüthigkeit nicht zu verwischen vermocht.

Herr Arent entschloss sich, die Kleine bei den Leuten zu lassen und weiter zu fahren. Er rief den Bauer und seine Schwiegertöchter auf den Flur und theilte ihnen leise seine Absicht mit: „Wenn Ihr mir die Kleine gut behütet, und ich sie gesund wiederfinde“, sprach er, „so will ich Euch für diesen Winter in mein Haus aufnehmen. Wo vierzehn Menschen satt werden, wird es auch für siebzehn langen. Ihr mögt Euch dafür nützlich machen, wie Ihr könnt.“

Die drei fielen vor Herrn Arent nieder, küssten den Saum seines Rockes und schwuren, sie wollten die Kleine bewahren wie ihren Augapfel.

Als Herr Arent Hans seinen Entschluss mittheilte und ihm befahl, die Leute reichlich mit Lebensmitteln zu versehen, sagte

dieser: „Sollen wir die Kleine nicht lieber mitnehmen, Herr?“

„Sie hält es nicht aus, Hans.“

„Vielleicht doch. Sie kann auch hier sterben, Herr!“

„Sie wird es nicht, Hans, wenn sie Ruhe hat und gut gepflegt wird. Ich halte die Leute hier für gute Menschen.“

„Ich auch, Herr.“

Als die Schlitten vor der Thür hielten, ging Herr Arent noch einmal zu seinem Kinde und beugte sich auf dasselbe herab. Es schlief fest, und die kleine Brust hob und senkte sich, den regelmässigen Athemzügen folgend.

„Ihr werdet sie mir bewahren“, sagte Herr Arent mit einem Blick auf das Heiligenbild.

„Wie unser eigen Kind, Herr“, erwiderte das jüngere Weib und hob die Rechte wie zum Eidschwur.

Als Herr Arent wieder auf der Landstrasse war, empfand er auf seinem Herzen einen schweren Druck. Und das blieb

auch so auf der ganzen Reise. Ich hätte Aennchen doch erst nach Moskau bringen sollen, dachte er immer wieder.

Sie fuhren zwei Tage lang immer durch menschenleere Dörfer, tote Schneefelder und schweigende Wälder. Die Nacht verbrachten sie in einem verlassenen Dorfkruge, die Musketen im Arm.

Auf dem Gute fand Herr Arent alles in Ordnung. Die reichlich vorhandenen Vorräthe wurden umsichtig vertheilt, und die Korngruben enthielten noch ausreichend Saatkorn für den Frühling.

Sobald Herr Arent seine Geschäfte erledigt hatte, brach er wieder auf. Es war nur drei Tage her, seit er Aennchen verlassen hatte, und die Sorge um sie war keinen Augenblick von ihm gewichen. Es war ihm, als ob jederzeit eine Stimme zu ihm spräche: „Du hättest die Kleine nicht verlassen sollen. Man soll das Gute, das man thun kann, nicht aufschieben.“ Mitunter war es Herrn Arent, als ob diese Stimme auch äusserlich an sein Ohr klänge.

Am Abend hatten sie wieder den verlassenen Krug erreicht und sassen schweigend am Herde, auf dem ein paar aus einem Zaun gerissene Holzstecken brannten. Die Stimme erhob zum tausendsten Mal ihre Anklage, und Herr Arent erwiderte zum tausendsten Mal: „Was soll Aennchen denn geschehen? Ich verstehe mich doch auf die Menschen. Die Leute sind gut geartet und an Lebensmitteln fehlt es ihnen nicht.“

„Herr“, sagte Hans plötzlich, „wenn andere Leute den Feuerschein gesehen haben wie wir, sind sie alle verloren.“

Herr Arent sprang auf: „Wer sollte wohl durch das Dorf kommen? Wir sind niemand begegnet.“

„Die, die ich meine, Herr, reisen nicht am Tage. Es ist wegen der Lebensmittel.“

Herr Arent ging mit grossen Schritten in der Krugstube auf und ab. „Ob die Pferde es wohl aushielten, Hans?“

„Gleich nicht, Herr, aber wir wollen früh aufbrechen.“

Als die Mehlsuppe fertig war, konnte Herr Arent nichts geniessen. Die Möglichkeit, die Hans angedeutet hatte, war zu entsetzlich.

„Der Alte war vorsichtig, Hans“, sagte er. „Er hing eine Decke vor die Fensteröffnung.“

„Wir sahen den Lichtschein doch, Herr.“

Dagegen liess sich nichts erwidern.

Herr und Diener verbrachten die Nacht schlaflos. Lange vor Tagesanbruch waren sie wieder unterwegs.

Es thaute. Ein leichter Nebel lag über dem Lande, und an den Bärten der Männer hingen Tropfen wie Thränen.

Die Pferde griffen aus, so viel sie konnten, es war noch nicht Mittag, als die Reisenden sich dem Dorf näherten, in dem sie Aennchen zurückgelassen hatten. „Lieber Gott“, flehte Herr Arent, „lass mich, lass mich sie finden.“

Da war die Kirche, da war das Haus. Mit einem Satze waren die Männer aus den Schlitten und an der Thüre. Sie war

nur angelehnt, aber sie liess sich schwer öffnen. Endlich gelang es, und Herr Arent trat ein. Mit einem Schrei fiel er gegen die Wand zurück. Zu seinen Füssen lag, inmitten einer Blutlache, der Greis mit gespaltenem Kopf.

Hans eilte an seinem Herrn vorüber in die Stube. Auf dem Fussboden gewahrte er, neben den ebenfalls erschlagenen Weibern, Klein-Aennchen, eine furchtbare Wunde mitten in der Stirn.

Es bedurfte harter Arbeit, bis es den Männern gelang auf dem Hofe eine Grube zu graben, in der die vier Leichen zur letzten Ruhe gebettet werden konnten. Klein-Aennchen liessen sie als die letzte herab. Hans legte ihr noch ein paar grobe Nadeln und einen Knäuel Zwirn, die er auf Reisen immer mit sich führte, mit in das Grab. „Sie soll nicht ohne Nadel und Zwirn die weite Reise antreten“, sagte er.

Herr Arent nickte still vor sich hin.

Am Abend des nächsten Tages, am

Neujahrsabend der Abendländer, hielt Herr Arent wieder auf dem Hofe seines Hauses in Moskau.

Frau Ilsabe kam ihm auf der halben Treppe entgegen. „Nun, da bist du ja, mein herzlieber Schatz“, rief sie lachend, „und du hast mir damit das schönste Neujahrsgeschenk mitgebracht!“

Da fiel er ihr laut schluchzend um den Hals. Drinnen in der Stube hat er ihr dann erzählt, wie er ihr einen andern Schatz als Neujahrsgeschenk mitbringen wollte — und wie er ihn verlor.

Druck von W. Drugulin in Leipzig.

DRUCK VON W. DRUGULIN IN LEIPZIG.

Josef Schlickenrieder
Buchbinderei
München.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pantenius, Th. H.

Kurländische Geschichten Inhalt: Der alte Jungherr und seine Liebe. Kä thchen Hortensius. Das 'Gut an sich'. Arent Claessen's Neujahrsgeschenk

Leipzig 1893

P.o.germ. 1042 b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11672081-4